Erinnerungen

aus

meinem Schulleben

in

Schnepfenthal, Königsberg i. Pr., Züllichau, Hofwyl, Yverdun, Vevai, Burg und

in anderen Verhältnissen

von

Dr. Lange,
Superintendent und Oberprediger a. D.

Potsdam, 1855.

Verlag der Riegel'schen Buchhandlung (A. Stein),
am Canal Nr. 17.

Vorwort.

Ein bald siebenzigjähriger Greis, stehe ich nahe dem Grabe. Da versenken sich die Gedanken ganz von selbst in die durchlebte Vergangenheit. Die meinige hat mich größtentheils durch das öffentliche Schulleben geführt; daher denn auch diesem meine Erinnerungen insonderheit angehören. — In Erwägung, daß die Veröffentlichung derselben meinen Freunden und Gönnern, wie überhaupt Denen, welche ihre Thätigkeit und Fürsorge gern der Jugendbildung zuwenden, Unterhaltung, geistige Anregung, ja hie und da wohl selbst Belehrung gewähren möchte, habe ich mich veranlaßt gefunden, das vorliegende Werkchen dem Drucke zu übergeben. Es ist gleichsam der letzte Baustein, den ich auf das Gebiet erziehungskundigen Verkehrs fördere. Möge er eine schonend beurtheilende Annahme finden!

Brandenburg a. H., am Neujahrstage 1855.

Dr. Lange.

I. Capitel.

Die Dorfschule.

Nach erlangtem schulfähigen Alter schickte mich mein Vater, welcher Prediger in dem Dorfe Gübs bei Magdeburg war, in die dasige öffentliche Schule. Hier lernte ich nach der alten ABC-Methode etwas Lesen und einige Buchstaben und Ziffern schreiben. Ich erinnere mich nicht, daß mir dies Alles sonderliche Mühe und Arbeit gemacht hätte. Von der sogenannten Lautir-Methode wußten die Lehrer jener Zeit noch nichts. Es war dies gerade auch kein Nachtheil, denn die alte Buchstabir-Methode hat unbezweifelt auch ihre Vorzüge, namentlich in Bezug auf die Rechtschreibung. Beiläufig sei es gesagt, was ich schon früher öffentich nachgewiesen habe, daß nicht Stephani, sondern der ehemalige Superintendent Besecke in Burg der Erfinder der Lautir-Methode gewesen ist. — Ich habe eine Lesefibel von ihm in Händen gehabt (*), woraus dies unverkennbar hervorging. Dies erkannte auch auf den ersten Blick der hochwürdige Dr. Zerrenner, dem ich die Fibel vorlegte. Ähnliches findet sich überall vor. Der erste Erfinder oder Entdecker trägt nicht immer die ihm gebührende Ehre davon; sie geht vielmals auf Einen seiner Nachfolger über. Colombo entdeckte die neue Welt und nach dem Seefahrer Amerigo Vespucci ward sie benannt. Man spricht von der Bell-Lancaster'schen Lehrart, und doch sieht der Pfarrer Ochsner, weiland in Büzenschwyl im Canton St. Gallen, sie als die seinige an, da er schon vor Bell's und Lancaster's Bekanntwerden in seinem Pfarrdorfe dieselbe eingeführt habe. —

---

*) »Verbessertes und vermehrtes Bilder-ABC-Buch von C. W. Besecke, Kirchen- und Schul-Inspector zu Burg.« Bei Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Leipzig 1777.

Mein Dorfschulmeister war ein großer, hagerer Mann, dessen lange, dürre Hand mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist; denn er hat mir einmal damit eine Ohrfeige versetzt, daß ich flugs von der niedrigen Bank auf den Boden fiel. Es waltete überhaupt in der Schule eine strenge Zucht, worin die Frau Cantorin, welche fast täglich mit ihrem Spinnrocken gegenwärtig war, ihrem alten Ehegemahl kräftig zur Seite stand. Sie übersah keine Ungezogenheit, und wenn die Schule aus war, so stellte sie sich mit dem Stock in der Hand an die Stubenthür und griff beim Hinausgehen der Kinder die Schuldigen heraus, Einen nach dem Andern, und strafte sie ab. Auch sah sie uns auf dem Heimwege lange nach und rügte in der Schule jede auf der Straße wahrgenommene Ungezogenheit. — Manche Lehrer sind der Meinung, sie seien nicht befugt, Unarten ihrer Schüler, außerhalb der Schule begangen, zu rügen. Es sei dies lediglich Sache der Aufsichtsbehörde. Liegt dem Lehrer aber die sittliche Bildung seiner Schüler ob, so kann er ihr Verhalten auch außer der Schule nicht unberücksichtigt lassen, sondern muß da, wo es nöthig ist, mit zweckdienlichen Mitteln dagegen ernstlich einschreiten. Vergiß nicht, Lehrer, daß du auch Erzieher sein sollst. —

Der Nachfolger jenes alten Mannes war ein guter, mit Kenntnissen wohl versehener, verständiger, äußerst thätiger Mann, der Cantor Weber. So eifrig und rastlos er in der Schule war, fand man ihn auch im Hause und auf dem Felde. Er schämte sich keiner Arbeit; man sah ihn auf dem Acker im Schweiße seines Angesichts die Erdschollen zerschlagen, den Kühen ihr Futter geben, ja selbst den Stall ausmisten. Alle diese Beschäftigungen aber, davon wir Knaben oftmals Zeugen waren, raubten dem würdigen Manne nichts an Achtung und Zuneigung, die wir gegen ihn fühlten. Ich verdanke ihm viel, sehr viel, und dies würde noch mehr der Fall gewesen sein, wenn der gute Mann es über sich vermocht hätte, auf den Sohn des Pastors nicht mehr Rücksicht zu nehmen als auf jeden Bauerknaben. Mein Vater schwieg dazu und mochte es im Grunde gern sehen. So behauptete ich fortwährend den ersten Platz, wiewohl viele meiner Kameraden desselben würdiger waren. Auch hinsichtlich der Schul-

arbeiten, z. B. des Auswendiglernens der Sprüche wurden bei mir Ausnahmen gemacht. Es ging das so zu: Ich sollte einen Bibelvers aufsagen, konnte ihn aber nicht, weil ich zu Hause lateinische Vocabeln hatte lernen müssen. Da gab's gerechte Vorwürfe, die aber mein Ehrgefühl tief beleidigten. Heulend verließ ich eigenmächtig das Schulzimmer und klagte dem Vater, was mir begegnet sei. O, hätte dieser doch den Stock genommen und mich in die Schule zurückgetrieben; er schickte mich zwar wieder zurück, aber mit der Bestellung an den Cantor, ich hätte müssen lateinische Vocabeln lernen, denn in dem theologischen Examen frage man einmal nicht, wie viel Sprüche ich auswendig wisse, sondern wie es um die gelehrten Kenntnisse bei mir stehe. Von der Zeit an wurde mir kein Spruch mehr abgefragt — ein Umstand, den ich späterhin, namentlich als Geistlicher, vielmals beklagt habe. Denn ich gewann die Überzeugung an den Krankenbetten, daß die schönsten Worte des Geistlichen nicht so tröstend sind, als die mit Ausdruck von ihm gesprochenen Bibelverse; sie mögen den Leidenden bekannt sein oder nicht. J. Kant sagte selbst: Seine ganze Philosophie habe ihm in den Tagen der Trübsal nicht den Trost gewährt, wie der Vers: »Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstet mich.« Ps. 23, 4.

Man sieht übrigens, wie zur Zeit meines Vaters noch die alten schulmeisterlichen Verhältnisse, dem Ortsgeistlichen gegenüber, sich geltend machten! Wie viel hat sich von da ab im Laufe der Zeit geändert. Der Grund davon liegt in der gestiegenen Bildung der Schullehrer, wodurch dieselben den Geistlichen um Vieles näher gerückt sind, und diese veranlaßt werden, jenen alle die Rücksichten zuzukehren, welche geistige Bildung beansprucht. So lange das Volksschullehrer-Amt noch mit abgedankten Soldaten, mit unbrauchbar gewordenen Bedienten, mit heruntergekommenen Handwerkern besetzt wurde, welche den Sinn sclavischer Unterwürfigkeit in das Schulamt mit hinübertrugen und kaum erträglich lesen, rechnen und schreiben konnten, da mag der Geistliche in vielen Fällen selbst genöthigt gewesen sein, in herrischer Haltung solchen Lehrern sich gegenüber zu stellen. Mögen nun

aber auch die Lehrer der Jetztzeit, fern von Dünkel, Anmaßung und Unbescheidenheit gegen die ihnen vorgesetzten Geistlichen mit bereitwilliger und achtungsvoller Ergebenheit in die Verhältnisse sich fügen, welche der Staat in Erwägung der Wohlfahrt des Ganzen angeordnet und ihnen überwiesen hat! **Sapienti sat!** —

II. Capitel.

Der häusliche Unterricht.

Ich mochte 11 Jahre alt sein, als mich mein Vater der Dorfschule entzog, um mich durch Privat-Unterricht auf das Gymnasium vorzubereiten, denn das stand fest: ich sollte studiren; ich selber wußte kaum, daß es außer Pastoren, Amtleuten und Bauern noch andere Stände gäbe, und wenn, da ich noch ein kleiner Junge war, man mich fragte: was willst du einmal werden? so fielen sogleich Vater und Mutter ein: ein Pastor. Dabei blieb es, und der kleine Pastor mußte sich bei Kindtaufen und Hochzeiten im Dorfe auf den Schemel stellen und den Leuten Etwas vorpredigen. Da hieß es denn gewöhnlich: das wird einmal der ganze Vater, wodurch meiner Eitelkeit sehr geschmeichelt und meine Zuneigung zu diesem Stande gehoben wurde; jedoch erkannte ich auch bald die Dornen, welche ich auf diesem Pfade vorfand. Der genossene Privat-Unterricht bei meinem Vater umschließt die leidenvollsten Tage, welche ich als Knabe verlebt habe; denn er war ein sehr ungeduldiger, hitziger Lehrer, an dessen Seite ich viel Backenstreiche, Faustſtöße, Zerren in den Haaren zu ertragen hatte. Ich kenne seine Beweggründe nicht, warum er mich absichtlich, und wie ich damals schon erkannte, auf höchst ungerechte Weise vor Andern herabsetzte. So schrieb er einmal in dem Confirmanden-Unterricht, den ich, wiewohl an Jahren noch sehr unreif, mit besuchen mußte, an die Stubenthür auf der einen Seite die Namen der Fleißigen, auf der andern die Namen der Faulen nieder. Unter diesen letzteren stand ich oben an. Der Vater mochte es aber doch fühlen, wie unpädagogisch und ungerecht er gegen mich hier verfahren sei; denn als ein benachbarter Amtsbruder in das Zimmer trat, löschte er sogleich das Wort »faul«

weg. Die wenigsten Väter eignen sich zu Lehrern ihrer Kinder, und ich selbst muß bekennen, daß ich, von leidenschaftlicher Hitze fortgerissen, zuweilen zu Begegnungen mich verleiten ließ, die ich heute noch schmerzlich bereue. — Aller der bittern Erfahrungen im Unterrichte bei meinem Vater ungeachtet konnte doch meine Liebe zu den Büchern nicht unterdrückt werden. Besondere Freude machte mir das Unterrichten selbst. Dazu gab mir der Sohn eines Stellmachers im Orte, Namens Gabriel, der von meinem Alter und mit trefflichen Geistesgaben ausgestattet war, Gelegenheit. Dieser Knabe wollte durchaus Lateinisch lernen. Ich nahm ihn daher ohne Wissen meines Vaters im Garten vor, schrieb ihm die Endigungen der 5 Declinationen an die Gartenthür und las dieselben mit ihm so lange ab, bis sie ihm fest im Gedächtnisse saßen. Mein Vater überraschte uns einmal bei dieser Arbeit, welches zur Folge hatte, daß auch Gabriel, von dem wir noch weiter hören werden, mit in den Unterricht aufgenommen ward.

Die Erziehung im engeren Sinne, die wir Kinder im elterlichen Hause genossen, war sehr einfach. Es gab Prügel, wenn Einer nach der Ansicht des Vaters oder der Mutter einen dummen Streich gemacht hatte. Ich mag dem Stocke das Wort nicht reden; aber alles Gute, das er mit sich führt, kann man ihm auch nicht absprechen. Das Kind, den nahen Stock im Angesicht, wird auf alle seine Umgebungen und Verhältnisse ungemein aufmerksam, wehret der Flatterhaftigkeit und geht überall mit Besonnenheit zu Werke. Auch habe ich vielfältig die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß Kinder, welche unter einer strengen Zucht durch das elterliche Haus gegangen sind, gegen Vater und Mutter viel aufmerksamer, ehrerbietiger, anhänglicher und dankbarer sind, als die, denen man einen weiten Spielraum des Willens einräumte und gar Vieles durch die Finger sah. Ein Hieb zu rechter Zeit ist von Segen. Und Sirach sprach ohne Zweifel aus Erfahrung, wenn er sagte: »Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Ruthe, daß er hernach Freude an ihm erlebe.« Cap. 30, 1.

Daß ich unter der Einwirkung der häuslichen Zucht nicht ein träumerischer Kopfhänger geworden bin, verdanke ich namentlich

meinem älteren Bruder, jetzigem Major a. D, damals ein Junge voll feurigen Temperaments, trefflichen Geistes-Anlagen, der aber die Bücher nicht leiden mochte, daher denn auch die Eltern ihn zum Ökonomen bestimmten. Es herrschte nämlich damals die Ansicht, Soldaten und Landwirthe brauchten nur wenig zu wissen. Bruder Fritz war überall dabei, wo es etwas Kühnes zu unternehmen gab. Kein Baum war ihm zu hoch, den er nicht erkletterte, kein Graben zu breit, den er nicht zu überspringen versuchte, und mancher Bauer des Orts wird sich heute vielleicht noch seiner derben Faust erinnern. Wiewohl es mitunter auch Prügel setzte, z. B. wenn er auf eine sich niedergelegte Kuh außer dem Stalle sich setzte und diese so lange spornte und peinigte, bis sie aufsprang, wüthend um die Mistpfütze lief und ihn darein absetzte, so schüttelte er sie doch leicht ab und Vieles sahen ihm die Eltern auch nach, weil er ja doch kein Pastor werden sollte. Daß mich nun Fritz in manche seiner Unternehmungen mit hineinzog, muß ich ihm heute noch danken; denn hätte er mich nicht oftmals verleitet, gegen den Willen der Eltern zu thun, ich glaube, ich wäre um alle physische Kraft und geistige Selbstständigkeit gekommen. Ich sollte nicht klettern, nicht laufen, nicht ringen, nicht schlittern oder Schlittschuhlaufen und, was mir am wehesten that, nicht baden. Fritz aber wußte die Gelegenheiten wahrzunehmen, wo der gestrenge Papa den Rücken kehrte und fort zog er mich dann mit sich nach der Ehle, einem kleinen Flusse, zum Baden hin. Dahin ging es nun auch an einem schwülen Nachmittage, da der Vater gerade abwesend war. Er kam aber eher zurück, als es uns lieb war. Er vermißt uns und bemerkt, aus dem Fenster des oberen Stockes schauend, zwei in der Ehle sich badende und auf der Wiese umherspringende Knaben. Welcher Schrecken faßte uns, als wir den Papa spornstreichs über die Wiese auf uns zukommen sahen. Unsere Kleider zusammenraffen, in einen hohlen Baum stecken, dann wieder in's Wasser springen und so tief als möglich unter das ausgehöhlte Ufer uns zusammendrängen, war das Werk eines Augenblicks. Der Vater war, wie man sich denken kann, höchlich überrascht, hier Niemanden zu finden. »Die infamen Jungen«, sprach er, »ich habe sie doch eben erst

mit meinen Augen gesehen, wo sind sie denn nun?« Er ging noch einige Male am Ufer auf und ab, rief uns bei Namen und ging dann, da keine Antwort erfolgte, wieder ab. Uns war nun aber auch die Lust vergangen, noch länger im Wasser zu verweilen. Auf dem Wege nach Hause schlugen wir einen Umweg ein, damit es nicht den Anschein habe, als kämen wir von der Ehle. So macht eine allzustrenge Erziehung das Kind schon frühzeitig in allen Künsten der Täuschung erfinderisch und gewandt. Beim Eintritt in's Haus hörten wir, daß Besuch da sei. Das war unser Glück, er hatte das Gewitter über unserm Haupte abgelenkt, und als wir auf die Frage des Vaters: wo wir gewesen seien, antworteten: wir wären nach den Sprenkeln gegangen, um zu sehen, ob sich ein Rothkehlchen, da er eins zu haben wünsche, gefangen hätte, so wurde die Bade-Angelegenheit damit beseitigt. Die Lüge hatte uns hier wieder durchgeholfen. Es scheint kein Seelengebrechen so allgemein unter der Jugend verbreitet zu sein, als die Lüge, und es möchte wohl nicht Ein Mensch zu finden sein, der in dieser Hinsicht ganz rein sich fühle. Glücklicher Weise findet dieses Laster an der nachfolgenden Reife des Verstandes einen wirksamen Widerstand, und ich darf es mir gestehen, daß späterhin die Wahrheit mir unverbrüchlich war. Indeß ist auch nicht jede Abweichung von der Wahrheit eine Lüge. Von Irrthum ist hier nicht die Rede. Lüge ist die Unwahrheit nur in den Fällen, wo es Pflicht ist, die Wahrheit zu bekennen. Es kann unter gewissen Umständen selbst Pflicht sein, von derselben abzugehen, wenn nämlich dadurch einem größeren Übel vorgebeugt wird, als durch das Aussagen der Wahrheit. Wenn z. B. ein mordsüchtiger Wütherich den ihm begegnenden Reisenden fragte: nach welcher Richtung hin der auf der Flucht Begriffene seinen Weg eingeschlagen habe, und es wiese ihn derselbe nach einer ganz entgegengesetzten Gegend hin, so wäre diese Abweichung von der Wahrheit keine Lüge, denn sie wurde hier von der Pflicht, einen Mord zu verhindern, geboten. Auch ist die Unwahrheit gegen Personen, welche kein Recht haben, von uns Wahrheit zu fordern und zu erwarten, wie die Feinde und Störer der bürgerlichen Gesellschaft, keine Lüge. Die Verletzung der

Rechte Anderer aber durch absichtliche Täuschung — es sei durch Worte, Mienen, Gebehrden oder Handlungen — ist Lüge und als solche strafbar, sofern nicht eine höhere Pflicht zum Abgehen von der Wahrheit auffordert. Setzen wir den Fall, eine sterbenskranke Mutter erkundigte sich nach dem Befinden ihres gleichfalls kranken und bereits gestorbenen Kindes, so würde in Erwägung des tödtlichen Eindrucks, den die Wahrheit auf die schwache Kranke machen würde, die Pflicht gebieten, des geliebten Kindes Tod ihr zu verbergen, wiewohl sie ein unbestreitbares Recht hat, Wahrheit zu erwarten. — Manche Sittenprediger wollen in keinem Falle eine Abweichung von der Wahrheit gestatten, halten es aber für Pflicht, die volle Wahrheit nicht immer zu sagen. Erkennen sie denn aber nicht, daß das Verschweigen eines Theils der Wahrheit auch Lüge ist?

In Ansehung der sogenannten Nothlügen, wodurch man sich aus einer peinlichen Verlegenheit zu helfen sucht, gehe der Lehrer ja mit großer Vorsicht zu Werke, da jede Lüge hinter die Noth sich verschanzen kann. In dem pädagogischen Seminar zu Halle catechisirte ein Student unter des Kanzlers Niemeyer Vorsitz über die Nothlüge und stellte sie als erlaubt dar. Da sagte Niemeyer, nachdem die Knaben hinausgegangen waren: »Sind sie noch keine Lügner, so fürchte ich, daß sie es nun werden. Die Nothlüge ist nur da erlaubt, wo die Pflicht zur Wahrung eines hohen Gutes auffordert, das auf keine andere Weise erhalten werden kann. Überfällt mich in der Nacht ein Raubmörder, der, während er die Spitze seines Dolches mir auf die Brust setzt, frägt: ob ich ihn kenne, so werde ich, wenngleich er mir nicht unbekannt ist, seine Frage verneinen, weil die Pflicht der Lebenserhaltung und die Fürsorge für die Meinen es gebietet.«

Auf die Aussage der Wahrheit haben die Völker zu jeder Zeit einen hohen Werth gelegt; sie haben erkannt, daß, um mich Pestalozzi's Worte zu bedienen, mit der Verspottung der Wahrheit die Bahn zur Unterdrückung des Rechts schon gebrochen ist. Daher wurde auch die Unwahrheit streng bestraft, und der alte Perser lehrte sein Kind aus der ganzen Sittenlehre nichts, als die Wahrhaftigkeit. Die Irokesen schwärzen das Gesicht dessen,

der lügend einen Helden besiegt. Die Siamer nähen lügende Lippen, gleichsam als Wunden, wenn sie offen stehen, zusammen, und das deutsche Turnier war dem Lügner so gut versperrt, als dem Mörder (S. Schmidt's Geschichte der Deutschen, Band 4). Je freier lassend die Erziehung ist, desto wahrer ist das Kind. —

Das höchste Vergnügen machte mir, als Knabe das Reiten. Es that mir wundersam wohl der Gedanke, ein so großes, starkes, stattliches Thier zügeln zu können. Welcher leidenschaftlicher Reiter ich war, wird aus folgendem Umstande hervorgehen. Ich war zum Cantor geschickt worden, um ein Notenbuch zu holen. Wie ich auf den Hof zurückkomme, sehe ich ein Pferd, prächtig gesattelt und gezäumt, an der Ecke des Hauses angebunden. Die Lust, dies Pferd zu benutzen, war unwiderstehlich. Ich warf das Notenbuch auf den Brunnentrog, band den Schimmel los, setzte mich darauf und trabte zum Dorfe hinaus. Wohl durchflog mich manches Mal der flüchtige Gedanke: »das kann dir zu Hause schlimm ergehen«, doch die Begierde siegte über diese Vorstellung. Während ich nun voller Lust im Felde umhertrabte, empfiehlt sich der Reisende, dem das Pferd gehörte. Da er es nicht mehr angebunden findet, so denkt er, der Knecht habe es in den Stall geführt. Dieser wußte aber nichts von dem Pferde, denn Niemand von dem Hofgesinde hatte mich fortreiten sehen. Da erfuhr er aber bald im Dorfe, ich sei mit dem Schimmel in's Freie getrabt. Flugs wurden mir Boten nachgesandt; ich war jedoch bereits auf dem Rückwege. Daß mein Empfang zu Hause — und das mit Recht — kein freundlicher war, läßt sich denken; ich hätte aber der genossenen Lust wegen wohl noch eine Tracht Prügel hingenommen. So macht uns die Begierde vielmals taub gegen die Stimme der Vernunft und des Gewissens, und selbst die bitteren Früchte unerlaubter Lust sind nicht immer im Stande, die Wiederkehr derselben und ihre Befriedigung zu verhindern. Der Mensch fühlt wohl oft Reue, bessert sich aber selten. Der Greis thue sich ja nichts zu Gute darauf, wenn er die Sünden seiner Jugend vermeidet; flösse noch dasselbe Blut in seinen Adern und lebte er unter denselben Umständen wie damals, so würde es auch im höchsten Alter an Jugendsünden nicht fehlen. Die

sicherste Schutzwehr aber gegen Unrecht und Sünde bleibt ein tief-angeregter religiöser Sinn, so daß das Kind, wie auch der Erwachsene Alles, was ihm oder Anderen begegnet, mit dem lieben Gott in Verbindung setzt, daß bei Allem, was es denkt, will und thut, der liebe Gott gegenwärtig ist. Solche Frömmigkeit wird nicht durch den Unterricht erlangt, wobei meistentheils nur der Verstand in Anspruch genommen wird. Frömmigkeit ist eine Frucht frommer Umgebung. Je mehr das Kind zum Gebet und anderen gottesdienstlichen Handlungen angehalten wird, je öfter man es in traulichen Gesprächen auf das Walten Gottes bald in der Natur, bald in der Menschenwelt hinweiset, desto tiefer wird sein Gemüth mit den Gottesgedanken verwachsen. Wenn in dem elterlichen Hause am Abend der Vater, die Mutter, sämmtliche Kinder, groß und klein, Knechte und Dienstmädchen in der Wohnstube sich versammelten, die Hände falteten und ein Abendlied sangen und ein Stück aus der Bibel vorgelesen wurde, so fühlte ich mich davon immer wunderbar ergriffen, wenn ich auch von dem, was gesungen oder gelesen wurde, wenig oder nichts verstand. Unauslöschlich tief hat sich die Erinnerung an einen Abend frommer Herzensopfer meinem Gemüthe eingeprägt. Ich war weggeschickt worden. Wie ich zurückkehre, dringen aus allen Häusern und Hütten Gesänge zu mir herüber. Die Sternlein über mir funkelten wie freundliche Blicke himmlischer Bewohner. Die größte Stille herrschte im Dorfe; ich stand wie festgebannt, fühlte eine wohlthuende Herzensrührung und versprach dem lieben Gott, daß ich recht gut und fromm werden wolle. Jemehr religiöser Verkehr im öffentlichen Leben, desto tiefer wurzelt im Herzen des Kindes die Gottesfurcht. Daher ist ganz unermeßlich der Schaden, den die Emancipation der Schule von der Kirche, wo sie vollständig durchgeführt worden ist, auf dem Gebiete des christlich-religiösen Lebens angerichtet hat. Kirche und Schule müssen sich einander als organische Theile eines Ganzen innig und aushelfend unterstützen, wenn beide Anstalten gedeihen sollen. Wird aber in Folge der Emancipation der Schule diese von dem kirchlichen Einflusse und der Theilnahme an den kirchlichen Obliegenheiten getrennt, so bleibt das religiöse Gemüth auf dürrer Weide

zurück. Wo Verstand und Herz aber nicht gleichsam Hand in Hand gehen, jener vorwärts getrieben, dieses dagegen zurückgelassen wird — da wird der Mensch leicht zu einem, das öffentliche, wie das Familienleben verwüstenden wilden Thiere. Aristoteles (Polit. 1, 1) sagt: »Je mehr der Mensch nur intellectuell gebildet ist, ohne von Tugend etwas zu wissen, desto eher wird er zum ungerechtesten und wildesten aller Wesen, weil ihm sein überlegener Verstand mehr schädliche Waffen in die Hand giebt.« Und Pater Girard behauptet: »Unterricht ohne Erziehung, Geistesbildung ohne religiöse und sittliche Grundsätze ist eher ein Übel, als eine Wohlthat. Der Mensch fällt in die Sünde, weil er Mensch ist; aber er fällt nicht in das Verbrechen, weil er religiös ist. — Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen.«

III. Capitel.

Das Dom-Gymnasium zu Magdeburg.

Sonst sagte man schlechtweg Domschule; aber in unsern verfeinerten, artigen Zeiten hat man auch die Titel verfeinert. Ehemals hießen die Mitglieder des Magistrats Rathsknechte, dann Rathmänner, und jetzt heißen sie Rathsherren und Stadträthe. Ehemals sagte die Köchin: »ich bin im Dienst«; jetzt heißt es: »in Condition.« Sonst und großentheils jetzt noch las man am ausgehängten Schilde: Schneider-Herberge, jetzt heißt es, wenigstens in manchen Städten: »geselliger Verkehr der Kleidermacher.« So schrauben sich alle äußern Lebensformen in die Höhe. Mag's sein, wenn nur dadurch auch das innere Leben verfeinert und gehoben wird. —

Nach meinem zurückgelegten 13ten Lebensjahre übergab mich mein Vater sammt meinem Schulfreunde Gabriel der Domschule zu Magdeburg. Der erste Austritt aus dem elterlichen Hause, die Vorbereitung und Ausstattung zur Reise hat etwas ungemein Feierliches und Rührendes. Die Mutter weinte beim Einpacken meiner kleinen Bedürfnisse und sagte: »von nun an bist du nur immer Gast im elterlichen Hause; sorge, daß du uns immer ein

lieber, willkommener Gast seist.« — An der Spitze der damaligen Domschule stand ein als Gelehrter und Pädagog hoch gefeierter Mann, der Consistorialrath **Dr.** Benjamin Funk. Ich habe diesen Mann während meines siebenjährigen Aufenthalts auf der Schule niemals im leidenschaftlichen Zorne gesehen. Er hielt gleichwohl eine musterhafte Disciplin; denn durch seine väterliche Ansprache, durch die Klarheit seiner Vorstellungen, welche er den Schülern machte, durch seine Demuth machte er sich alle Herzen, von Prima bis zur Sexta hinab, unterthänig, und es wäre wohl Keiner gewesen, der nicht für ihn durch Feuer und Wasser gegangen wäre. Freundlich wurden wir von diesem Manne aufgenommen, und der Satz: ich sehe, daß der Himmel heiter ist, den ich mit weniger Einhülfe richtig in das Lateinische übersetzte, verschaffte mir den Rang eines Unter-Quartaners. Gabriel kam nach Quinta. Der erste Eintritt in Unter-Quarta hatte für mich etwas sehr Peinliches. Es lag diese Classe damals unten im Kreuzgange, und ehe man an die schwere, knarrende Thür kam, mußte man einen ziemlich langen, schmalen und dunklen Gang durchschreiten. Als Neuling mußte ich mir das neugierige Anglotzen und Ausfragen meiner Kameraden gefallen lassen. Auch der Lehrer schüchterte mich durch sein lautes Schreien, seine mitunter groben Redensarten, um die Classe in Ordnung zu bringen, so ein, daß ich mir vornahm, nach Beendigung der Stunden davonzulaufen. Doch ehe diese noch beendigt waren, hatte ich erkannt, daß der Lehrer gar nicht so schlimm war. Er ergötzte uns durch seine muntere Laune und durch eine Menge Anekdoten, die er uns aus seinem und seiner Schwestern Jugendleben erzählte. Auch hatte er eine sehr gute Gabe, seinen Unterricht allgemein verständlich zu machen, so daß er mir in der Folge ein sehr lieber Lehrer ward. Freilich lief dabei Vieles nur auf lächerliche Spielerei aus, wenn er z. B. den **ablativus absolutus** an einem auf die Wandtafel gezeichneten Perückenstock nebst Perücke anschaulich darstellte. Was mir aber eine Zeitlang noch schwer auf dem Herzen lag, war der Anblick einer schwarz angestrichenen, in einer Vertiefung der Wand angebrachten, sogenannten faulen Bank. Manche meiner Mitschüler kamen nie davon

weg, und so oft der Lehrer des Morgens in die Classe trat, machte er vor den darauf Sitzenden eine tiefe Verbeugung, indem er sprach: »guten Morgen, meine lieben f a u l e n, fleißigen Schüler.« Was sagt die heutige Pädagogik dazu? Mußte durch ein solches Verfahren nicht alles Ehrgefühl in diesen Knaben erstickt werden? Schüler, die selten von der faulen Bank wegkamen, sahen sie als eine bevorrechtigte, ihnen angewiesene Pflegestätte der Faulheit an. —

Es wurde in dieser Classe in den Lehrgegenständen, wo es sich thun ließ, tüchtig um den Rang gewetteifert (certirt). Die heutige Pädagogik hält nicht viel davon, weil sie, abgesehen von der äußerlichen Störung, die Ehrsucht dadurch zu befördern vermeinet. Es hat jedoch diese Art des Unterrichts jedenfalls ihr Gutes, denn durch nichts kann die Aufmerksamkeit, die Spannung und der Fleiß mehr befördert werden, als durch den Rangstreit in der Classe Warum sollte man dies Verfahren auch tadeln, wenn den Knaben sein Ehrgefühl antreibt, den ersten Platz sich zu erringen? (*) Man nehme dem Menschen den Ehrtrieb nach einer höhern Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft — und wie gering und mittelmäßig werden seine Leistungen sein!

Über G a b r i e l, der, wie schon gesagt, in Quinta saß, hörte ich viel Rühmliches; auch war ich ja selbst als sein Stubengenosse Zeuge davon. Er stand früh auf, und nachdem er sich gewaschen und vollständig angekleidet hatte, war sein erster Griff nach dem Gesangbuche, mit welchem er an die Brüstung des Fensters trat, und, die Hände faltend, seinen Morgensegen las. Ich fand das recht schön und lobenswerth, konnte mich jedoch nicht entschließen, es ihm hierin nachzuthun. Indeß betete ich auch; des Morgens selten, aber des Abends schlief ich nicht ein, ohne vorher ein Gebet aus dem Herzen gesprochen zu haben. Diese meine Gebete hatten damals immer drei Theile; der erste wurde an Gott den Vater, der zweite an Gott den Sohn und der dritte an Gott den heiligen Geist gerichtet. Man sieht daraus, welche Vorstellung die Trinitätslehre in mir zurückgelassen hatte.

---

*) Auch Dr. B e l l redet dem Certim das Wort.

Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Unter-Quarta wurde ich für fähig zur Versetzung nach Ober-Quarta gehalten. Mit Stolz und hoher Freude gingen wir, die Versetzten, durch die Reihe der Zurückbleibenden hinter dem ehrwürdigen Rath Funk her, welcher uns in Ober-Quarta einführte. Wie staunte ich aber, als ich hier auch meinen Stubengenossen Gabriel vorfand. Er hatte in Quinta so gewaltige Fortschritte gemacht, daß er nach einer mit ihm angestellten Prüfung Unter-Quarta übersprang und gleich nach Ober-Quarta versetzt wurde. Freude machte mir diese seine Erscheinung nicht, denn es that mir wohl, meinen Eltern, wie überhaupt den Leuten im Dorfe sagen zu können: »ich säße über Gabriel.« Nun hatte er mich eingeholt. Daß er mich aber auch bald überholen würde, das konnte und mochte ich nicht denken. Ober-Quarta war in zwei Classen eingetheilt. Beide Abtheilungen versah ein bejahrter, wohlbeleibter, launenvoller Mann aus der alten Schule — ein wahrer Schulmonarch, den man niemals lächeln sah. Die Schulzucht war, ich möchte sagen, eine barbarische. In einem Schranke lagen eine Menge Haselstöcke von jeder beliebigen Dicke und Länge. Hatte einer der Schüler seinen Unmuth gereizt, was leicht geschehen konnte, so ging auf der Stelle das Strafverfahren in folgender Weise vor sich: Ohne sich zu ereifern, blieb der alte Herr auf dem Catheder sitzen, winkte aber dem Straffälligen, indem er sprach: komm' e mal hervor, du Coujon! Zitternd trat der arme Sünder auf die Seite des Catheders; langsam knöpfte dann der alte Herr seinen Oberrock auf und holte aus der tiefen Westentasche einen Schlüssel hervor, den er dem Zitternden mit dem Bedeuten überreichte, aus dem Schranke den Stock zu holen, wobei es mitunter vorfiel, daß er denselben wieder zurückschickte, um einen stärkern zu holen. Wer nun denkt, daß er dem Schuldigen einige Streiche auf den Rücken versetzt habe — der irrt sich. Der arme Junge mußte die Hände aufhalten, eine nach der andern, und da war es denn nicht mit vier oder sechs Schlägen abgethan, sondern es gab wohl **15**, **20** und noch mehr. Einer meiner damaligen Mitschüler, der auf diese Weise gezüchtigt wurde, mußte lange Zeit aus der Schule bleiben, um seine zerschlagenen Hände

wieder heilen zu lassen. Ich meines Theils bin glücklich, ohne mit dem Stock in Berührung zu kommen, durch diesen Abschnitt gewaltherrischer Schulzucht hindurchgegangen. Ja, es schien mir, als gehöre ich zu den Lieblingen des alten Schulherrn. Meine Fortschritte in den Unterrichts-Gegenständen konnten mich wohl nicht dazu machen, denn ich ging nicht eben rasch vorwärts; ich machte ihm aber keinen Ärger und beobachtete gegen seine Persönlichkeit viele Aufmerksamkeit. Ich wußte z. B., daß er an heißen, schwülen Nachmittagen lieber zu Hause saß, als in der Classe, und da veranlaßte ich denn nicht selten die ganze Classe, ihn zu bitten, daß er die Nachmittagsstunden uns freigäbe. Dabei wurde folgendes Verfahren beobachtet: Einer seiner Lieblinge, gewöhnlich ich, stellte sich mit dem Rücken vor den Schrank, in welchem die Schreibbücher, welche in der ersten Stunde gebraucht wurden, verschlossen waren, und hielt mit beiden Händen das Schlüsselloch zu. So wie der Alte, so nannten wir ihn unter uns, die Thür öffnete, entstand ein Gesumme von ungegliederten Tönen von sämmtlichen Schülern. Ohne jedoch darauf zu achten, schritt er dem Schranke zu und sagte zu dem Wache Haltenden: »Na, geh' Er fort (wir wurden alle »Er« genannt) auf seinen Platz«; dieser aber ging nicht, sondern blieb auf seinem Posten, und das Betteln ward nun erst recht lebhaft. Dann sagte er endlich: »Nun, wenn ihr Gewalt gebraucht, so muß ich nachgeben.« Wie flogen wir dann zur Thür in's Freie hinaus! Traf es sich nun aber auch einmal, daß der Alte sich eingebildet hatte: sie werden sich den Nachmittag wohl frei bitten, und es geschah nicht, dann konnte nur ein Jeder auf Handschmiffe bei der geringsten Veranlassung sich gefaßt halten.

Eines Vorfalls, der sich in dieser Zeit ereignete, muß ich noch erwähnen, weil er mir als ein Zeugniß eines wunderbaren höheren Schutzes vor der Seele steht. Es war eines Morgens, wo ich unter dem Schwibbogen bei der Schule auf die Semmelfrau wartete. Da sehe ich, daß ein vierspänniger Bauerwagen, mit Pachtgetreide beladen, in den nicht breiten Gang einfährt. In der Meinung, daß der Wagen wohl Raum genug haben möge, dränge ich mich an die Wand. Das Vorderrad ging knapp

an mir vorüber, aber das Hinterrad schrammte an der Wand entlang. Da sprang ich in meiner Herzensangst zwischen beide Räder, um auf diese Weise mit durchzukommen; aber das Hinterrad faßte mich in die Wade, warf mich nieder und ging über den ganzen Rücken fort. Der furchtbare Druck benahm mir den Athem; hilfreiche Hände richteten mich auf, und wie ich wieder zu mir selber kam, war mein erster Gedanke: ach! wenn's nur nicht Handschmisse giebt! Dem aber war nicht so; der alte Herr stand vielmehr besorgt und theilnehmend an meiner Seite, führte mich in seine Stube, entkleidete mich und sprach dann beruhigt: es ist nichts gebrochen, es sind nur Quetschungen. Mit Hülfe eines Begleiters ging ich in meine Behausung zurück und nach Verlauf von einer Woche wieder in die Schule. — Nun sage man nicht, die Kinder, wie auch die Erwachsenen, hätten nicht ihre Schutzengel zur Seite! —

In der Schule hielt ich mich gut und ging mit Gabriel ziemlich gleichen Schrittes vorwärts. Nach einem halben Jahre wurden wir beide in die erste Ordnung von Ober-Quarta versetzt. Das war eine Freude! die jedoch bald wieder zerrann. Denn hier in der Oberclasse überflügelte mich Gabriel, so daß er um ein ganzes Jahr früher nach Tertia kam, als ich. An Fleiß hatte ich es nicht fehlen lassen; aber dem Kampfe mit einem so sehr befähigten Kopfe, dazu von rastloser Anstrengung getrieben, wie bei Gabriel sich herausstellte, war ich nicht gewachsen. Es wurden zu meiner Zeit und auch vor derselben nie Prämien des Fleißes ausgetheilt; Gabriel aber erhielt eine — ein naturhistorisches Buch — aus den Händen des ehrwürdigen Consistorialraths Funk. Ob die Erziehungskunde die Vertheilung von Prämien billigen könne, darüber sind die Stimmen getheilt. Manche Erzieher verwerfen sie gerade zu, als auf das Gemüth der Jugend nachtheilig einwirkend. Ich gehöre nicht zu diesen. Warum sollte dem Schüler nicht ein äußerliches Zeichen der Anerkennung seines Fleißes und zur Aufmunterung in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen gegeben werden können. Thut dasselbe doch auch der Staat durch Verleihung von Orden und Titeln. Nur wolle die Schule, was leider in der staatlichen Gesellschaft nicht immer der

Fall ist, darauf sehen, daß die Prämie an den rechten Mann kommt. Das aber ist nicht immer der rechte Mann, der durch schnelle Fortschritte in den Wissenschaften sich bemerkbar macht; denn was ist es eben Großes, wenn der mit vorzüglichen Naturanlagen befähigte Kopf mit leichter Mühe sich in den Besitz vieler Kenntnisse versetzt. Die Prämie komme vielmehr dem zugut, der in beharrlicher Ausdauer alle seine Kräfte anstrengt, um das ihm vorgesteckte Ziel auf mühevollem Wege zu erreichen.

Was in mir vorging, als derselbe den Gabriel und die übrigen versetzten Ober=Quartaner aus der Classe abführte, kann ich nicht mit Worten beschreiben. »Meine armen Eltern!« rief es immerfort in meiner tiefgebeugten Seele; dazu sollte ich noch eine schmähliche Demüthigung erfahren. Ein Bauerknecht, der mit dem leeren Kornwagen aus Magdeburg nach Gübs zurückfuhr, nahm uns beide mit. Plötzlich wendet er sich auf seinem Pferde zu uns um und frägt: »Wer is denn von Juch Beeden der Öbberste?« Ich denke, ich soll in den Boden sinken. Gabriel's Bescheidenheit nennt mich, was ich jedoch beschämt ablehnte. O, hätte ich beim Eintritte in das elterliche Haus rufen können: »Ich bin versetzt!« Was hätte ich für diese, meinen Eltern dadurch bereitete Freude nicht ertragen wollen, denen ich es wohl ansah, wie kränkend ihnen die unerwartete Nachricht war. Gabriel's Vater dagegen ermangelte nicht, im Kruge und auf der Straße triumphirend auszuposaunen: »Miener sitzt über den Paster Sie'n!« Meinen Kameraden Gabriel holte ich erst wieder kurz vor seinem Übergang nach Prima ein. Wie das kam, darüber werde ich mich weiter unten auslassen.

Was meinem schnellen Fortschreiten besonders ungünstig war, das fällt meinem Gedächtniß zur Last, das nicht leicht auffaßte und fest hielt, und doch war der ganze Unterricht fast nichts als Gedächtnißsache. Es ward mir schwer, sehr schwer, täglich, wie es sein mußte, 25, 50 — 100 lateinische Vocabeln auswendig zu lernen. Hätte ich doch gleich den Bauerknaben in Gübs viele Sprüche und Liederverse auswendig lernen müssen! Die Gedächtnißsachen würden mir späterhin nicht so viel Mühe gemacht haben. Was für ein Gedächtniß mußten Kalow, der die ganze Bibel

wortgetreu auswendig wußte, Seeliger, der in 21 Tagen den Homer, auch den Demosthenes auswendig lernte, u. A., haben. Zu beklagen ist es aber auch in der That, daß noch bis auf den heutigen Tag an vielen Schulen das Gedächtniß weit mehr, als die selbstthätige Denkkraft in Anspruch genommen wird. Mit welchem unnützen Ballast werden die Köpfe der Jugend vielmals beladen! Was hat es mir genützt, z. B. die ganze Reihenfolge der Römischen Kaiser, selbst die nicht ausgenommen, die nur ein paar Tage oder wenige Stunden regierten, auswendig gelernt zu haben. Ich erkannte dies schon in Unter-Tertia, und als ich einmal einer verfehlten Frage wegen vom Lehrer getadelt wurde, rief ich ganz entrüstet aus: »Was soll ich auch mit all' dem unnützen Volke im Kopfe.« Die Folge dieser kecken Äußerung war, daß der Lehrer mir ankündigte, ich solle vor die Conferenz beschieden werden. Das war ein höchst gefürchtetes Gericht, wiewohl Einem äußerlich nichts Leides geschah; aber die Vaterworte des Raths Funk schlugen Wunden, die nie vernarbten. Nach beendigter Lehrstunde bat ich den Lehrer um Verzeihung, worauf er seine Androhung zurücknahm. Ich habe nicht ein einziges Mal während meines 7-jährigen Aufenthalts auf der Domschule vor diesem Gerichte gestanden. — Leider sind auch die Schulen unserer Zeit immer noch mehr Lern- als Denkschulen. In meinen männlichen Jahren habe ich keine Ursache gehabt, über Gedächtnißschwäche zu klagen. Ich lernte bogenlange Predigten in gar kurzer Zeit wörtlich auswendig. Freilich kommt hierbei in Betracht, daß Selbstverarbeitetes leichter in das Gedächtniß eingeht, als das, was aus einer fremden Feder geflossen ist. Nach Kant soll man das Gedächtniß nur mit solchen Dingen beschäftigen, an denen uns gelegen ist, daß wir sie behalten und die auf das wirkliche Leben Beziehung haben. Gedächtniß und Denkkraft sind selten in gleicher Stärke bei einander. Mit Ausnahme des überall gewaltigen Leibnitz waren Euler, d'Alembert, ja Newton schwache Philosophen (S. Levana § 129), und der tiefsinnige Thomas v. Aquino hieß in seiner Jugend ein Vieh, weil er wenig Wissen im Gedächtniß hatte. Pythagoras ließ seine Schüler jeden Abend ihre Tagesgeschichte zurückden-

ken, nicht blos zur Selbstbeichte, sondern auch zur Gedächtnißstärkung. Die Wahrheit des Plattner'schen Ausspruchs: »daß Dinge neben einander schwerer behalten werden, als Dinge nach (unter) einander«, habe ich vielmals an mir selber erfahren.

Wenn ich nicht in Sachen des Gedächtnisses meine Lehrer befriedigte, so war dies jedoch und zuweilen selbst in einem ausgezeichneten Grade da der Fall, wo es auf reine Gedankenverarbeitung ankam. Besonderes Glück machten meine deutschen Aufsätze. Sehr schnell gingen mir jedoch auch diese Arbeiten nicht von Statten; ich mußte Zeit haben, wenn sie genügen sollten. Woher dieser innere Lebensschwung mir gekommen ist, kann ich nicht sagen; aber Alles zog ich in das Ideale, und mit einer begeisternden Hingebung umfaßte meine Seele alles Großartige und Schöne; das Gemeine und Niedrige war mir verächtlich. Diese Richtung meines Gemüths für das, was schön und edel war, machte mich unter andern auf eine lange Zeit zum Wohlthäter einer armen Wittwe und ihres Kindes; dieses, ein Mädchen von 7 Jahren, trat eines Abends auf dem breiten Wege weinend zu mir und klagte über Hunger. Ich ließ mich in ihre Wohnung führen, die aus einer Kammer, in einem Hintergehöfte gelegen, bestand. Der Anblick dessen, was ich hier sah, sprach laut genug; ich lief nach Hause, schnitt mein Brodt, meine Butter, meinen Käse durch, und was sonst die liebe Mutter zu meinem Vesper- und Abendbrodt mir allsonnabendlich zuschickte, und lief damit in die Wohnung der Wittwe zurück. Ich kann es nicht beschreiben, welche wunderseligen Gefühle bei den Dankesthränen der Mutter und der Freude des Kindes über die dargebrachten Gaben durch meine Seele zogen. Da erfuhr ich an mir selber die Wahrheit des Ausspruches: »Geben ist seliger denn Nehmen.« Ich sagte Niemandem davon, daß ich Mitesser hätte. Meine Mutter wunderte sich zwar, daß die mir geschickten Lebensmittel immer vor der Zeit aufgeräumt waren, aber sie sah darin meinen gesunden Appetit und freuete sich dessen. Überhaupt, wo es galt, Andern Freude zu machen, blieb ich gewiß nicht zurück.

Des Sonnabends Nachmittag gingen Gabriel und ich fast ohne Ausnahme nach Gübs. Jedoch wurde mir mein Aufenthalt

daselbst in Etwas verleidet. Der Vater nämlich fing an, mich als Schreiber seiner Sonntagspredigt, die er mir in die Feder dictirte, zu benutzen. O, wie stürmisch schlug da, an den Schreibtisch gebannt, das Herz im Verlangen nach Wald und Wiesen, nach Feld und Garten, und im Winter nach der Schlittschuhbahn! Aber ich mußte aushalten, gewöhnlich von **3** Uhr ab bis **10** Uhr Abends, und durfte auch nicht einmal eine Miene des Widerwillens hervortreten lassen. Ich mußte die Entsagungskunst üben; und das war gut. Unter diesen Umständen zog ich es, wiewohl ich wußte, daß es dem Vater sehr unangenehm sein würde, zuweilen vor, gar nicht nach Hause zu gehen. Und das war nicht gut; der Sohn hätte willig dem Vater seinen freien Sonnabendnachmittag opfern sollen. — O, wie Vieles aus dem Jugendleben stellt sich in spätern Jahren als Verfehltes und Verwerfliches uns vor die reiflich beurtheilende Anschauung! — An einem schönen Wintersonnabend ging ich statt nach Gübs mit einigen Freunden zum Schlittschuhlaufen auf der sogenannten alten Elbe. Die Bahn war herrlich, und an das Ende derselben angekommen, machte Reichardt, Sohn des Capellmeisters in Giebichenstein bei Halle, den Vorschlag, die Bahn zu verlassen, um nach dem nahegelegenen Herrenkrug zu laufen und durch eine Tasse Caffee uns zu erfrischen. Sein Vorschlag fand Beifall, und wir stürmten nun weiter. Plötzlich aber kamen wir an eine Stelle, wo das Eis in der ganzen Breite des Flusses seit einigen Tagen weiter fortgerückt war und eine neue dünne Eisdecke über den Fluß sich gelegt hatte. Da sahen wir uns betroffen an und wollten umkehren; Reichardt aber war der Meinung, wir sollten nach dem Ufer laufen, gefrorne Erdblöcke holen und, um die Haltbarkeit des Eises zu prüfen, dieselben darauf werfen; damit flog er davon und kam uns schon mit einem mächtigen Erdkloß entgegen, da wir noch auf dem Wege nach dem Ufer waren. Wir sahen uns nach dem vorbeieilenden Reichardt um, um zu sehen, ob das Eis die darauf geworfene Last tragen würde. Aber welch ein gräßlicher Anblick! Der gewaltige Schwung, mit welchem Reichardt im vollen Laufe auf das Eis warf, schleuderte diesen selber mit hinein. Wir sahen, wie er einbrach und standen auf

der stärkeren Eisdecke kaum 4 Schritte von ihm, der auf dem Rücken lag und mit Händen und Füßen arbeitete, um sich auf der Oberfläche zu halten. Wir hätten vielleicht ihn retten können, wenn uns nicht die nöthige Ruhe und Besonnenheit gefehlt hätte. Wir waren Alle mit Mänteln bekleidet; hätten wir diese nun schnell an einander gebunden und ihm zugeworfen, so wäre es uns vielleicht geglückt, ihn zu uns heranzuziehen, aber wir hatten den Kopf verloren, wir schrieen und jammerten und liefen nach der Bahn, um wo möglich Hülfe zu holen. Wie wir aber wieder ankamen, schwamm der Hut des verunglückten Jünglings einsam auf dem Wasser und große Wasserblasen bezeichneten die Stelle, da er seinen Geist ausgehaucht hatte. Benachbarte Fischer kamen mit ihren Kähnen und arbeiteten viele Stunden, um wenigstens seinen Leichnam heraufzubringen. Doch vergebens! Mittlerweile kam auch in einem Stuhlschlitten sein Lehrer an, bei dem er in Kost war. Die Zeit hat die damaligen Schmerzenszüge dieses Mannes aus meiner Erinnerung nicht verwischen können. — Tags darauf wurden wir auf's Rathhaus gefordert. Mir war nicht wohl bei dieser Vorladung, denn ich glaubte, wir würden daselbst, weil wir aus der Bahn gelaufen waren, eine derbe Züchtigung bekommen, die wir auch verdient hatten. Indeß ging unsere Besorgniß nicht in Erfüllung; wir mußten bloß den Hergang der Sache erzählen. Im nächsten Sommer, da die Elbe wenig Wasser hatte und die Sandhäger in derselben hervortraten, fanden einige Knaben, welche Schilf und Reisholz sammelten, den Leichnam in einem Gebüsche hangend. Seine Beerdigung war sehr feierlich. Die ganze Domschule folgte dem Sarge tief schweigend zur Gruft. Reichardt war der einzige Sohn seiner Eltern und dazu ein sehr hoffnungsvoller Jüngling. Wie viel Wehe kann ein Kind durch eine einzige leichtsinnige Handlung über das Leben seiner Eltern bringen!

In Secunda erhielt mein Leben einen neuen, bis dahin nie gefühlten mächtigen Pulsschlag. Es war das Ahnen und Aufkeimen der ersten Jugendliebe. Eine meiner Schwestern war zu derselbigen Zeit in einer Erziehungs- und Lehr-Anstalt. Durch sie machte ich mit anderen jungen Mädchen, die öfters mit uns des

Sonnabends nach Gübs hinauswanderten, Bekanntschaft. Darunter befand sich ein junges 15=jähriges Mädchen, das zwar nicht schön, aber durch seine gefälligen Sitten, durch seinen hellen Verstand und besonders durch seine wohltönende Stimme am Fortepiano einen tiefen Eindruck auf den phantasiereichen und gemüthvollen Jüngling machte. Alles Hohe, Schöne und Edle fand meine Schwärmerei in ihr vereinigt. Auch ich war ihr, wie ich wohl merkte, nicht gleichgiltig. In Magdeburg begegneten wir uns öfters, ob absichtlich oder unabsichtlich, will ich dahingestellt sein lassen; mit einem sanften gegenseitigen Händedruck und freundlichem Gruß gingen wir aneinander vorüber. In ihr elterliches Haus kam ich selten, da der kränkliche, mürrische Vater mich zurückschreckte; desto öfter aber stand ich des Abends auf dem Kirchhofe, woran das Haus grenzte, und lauschte dem Gesange der Alma (so will ich sie hier nennen), vom Fortepiano begleitet. Diese Töne trieben mich durch alle Zauberlabyrinthe eines jugendlich liebenden Herzens. Sobald die Klänge verstummten, eilte ich nach Hause zurück und frisch wurden die Schularbeiten angegriffen. Ich arbeitete oft bis 1 Uhr des Morgens. »Du arbeitest für Alma!« dieser Gedanke erhielt mich wach und fröhlich bei der Arbeit, wie ich denn überhaupt versichern darf: hat irgend Etwas mächtig und entscheidend auf meinen Fleiß und auf mein sittliches Verhalten eingewirkt, so war es diese Zeit der ersten Jugendliebe. Jedoch mag ich nicht rathen, meinem Beispiele nachzufolgen. Frühe Jugendliebe hat gewöhnlich Reue und manches Leid zur Folge. Nach Jahren sollte auch ich das erfahren. Es drängte sich zwischen mich und Alma ein Nebenbuhler, dessen bürgerliche Selbstständigkeit freilich weit näher in Aussicht stand, als die meinige. Ich weiß nicht, was Alles auf Alma eingewirkt haben möge, genug, sie zog sich von mir zurück und gab dem Nebenbuhler die Hand. Wie Seifenblasen sah ich alle meine idealischen Hoffnungen in leeren Dunst aufgelöst. Viele Jahre nachher, da sie bereits Wittwe und ich Familienvater war, sagte sie mir, sie sei für ihre Untreue gegen mich sehr empfindlich bestraft worden.

In Ober=Secunda war es, wo ich dem schon erwähnten Gabriel wieder bei seinem Übergange nach Prima näher gekommen

war. Hier hatte sich aber auch eine merkwürdige Änderung mit ihm zugetragen; es wollte nicht mehr fort mit ihm. Er blieb hinter seines Gleichen zurück, so daß die Lehrer ihm nicht selten ihre Verwunderung und Unzufriedenheit zu erkennen gaben. Eben so langsam schritt er auch in Prima vorwärts. Man erschöpfte sich in allerlei Muthmaßungen, wodurch diese merkwürdige Veränderung in dem sonst so viel versprechenden Jünglinge hervorgebracht worden sein möchte. Wahrscheinlich war sie eine Folge der Frühreife. — Ich ging mit Gabriel gleichzeitig zur Universität ab; dort, damit ich seine Geschichte beendige, verließ er die Theologie, studirte die Rechtswissenschaften und ging nach kurzer Zeit wieder zur Theologie über. In den Collegien sah man ihn sehr selten. Gegenwärtig soll er, so viel ich in Erfahrung gebracht habe, Prediger in einem kleinen Fischerdorfe am Ostseestrande in Hinterpommern sein. Es wäre mir recht gut gewesen, wenn ich noch ein Jahr lang in Prima geblieben wäre; aber Gabriel ging ab und da wollte ich nicht zurückbleiben. Hätte doch mein Vater ein Machtwort gesprochen; es würde mich damals zwar verwundet haben, aber späterhin hätte ich es ihm gewiß Dank gewußt. Denn das erkannte ich wohl auf der Universität, daß, was auf der Schule versäumt worden ist, man dort nicht wieder nachholt.

IV. Capitel.

Die Universität Halle.

Es war um Michaelis 1805, als ich in Begleitung meines Vaters nach Halle mich übersiedelte. Die Mutter hatte mir viele gute Ermahnungen mitgegeben, wogegen ich ihr viele gute Versprechungen zurückließ. Halle war der Geburtsort meines Vaters. Er hatte eine fast kindische Liebe für diese staubige, schmuzige und vom Kohlendampf geschwängerte Stadt. Alles, was daher kam, war in seinen Augen vorzüglich, unübertrefflich. Tadeln wir das nicht; denn in der Anhänglichkeit an unsern Geburtsort sprossen die ersten zarten Wurzelfäden der Vaterlandsliebe. Übrigens war Halle für den Vater ein fremder Ort geworden. Von der ganzen Bevölkerung fand er nur noch zwei Personen,

die er in seiner Jugendzeit gekannt hatte und die er besuchte. Auch auf den Kirchhof gingen wir zu den Gräbern der Eltern meines Vaters. Ich jedoch konnte mich in seine Wehmuth nicht hineinfinden, denn mir war Kopf und Herz voll von den Dingen, die da kommen sollten.

Den folgenden Tag ging ich aus, um Collegia anzunehmen. Das Freibitten derselben war in der That damals bis zur Unverschämtheit gestiegen. Studenten, die 3- bis 400 Thaler jährlich Wechsel hatten, schämten sich nicht, wenigstens um Erlaß der Hälfte des Honorars zu bitten. Ich war nun aber in der That der nachsichtigen Berücksichtigung bedürftig; ich erreichte auch fast durchgängig meinen Zweck; aber bei dem Philosophen Eberhardt kam ich mit meinem Antrage übel an; auch nicht die Hälfte wollte er mir erlassen, so daß ich achselzuckend mit den Worten mich wendete: »Nun, wenn es Ihnen nicht möglich ist, so muß ich darauf verzichten.« »Herr«, rief er, einen Schritt mir näher tretend, »was nennen Sie unmöglich?« »Was sich nicht thun läßt«, erwiderte ich. »Ja«, herrschte er mir entgegen, »es läßt sich Vieles thun, aber man thut es nicht und das aus Gründen.« Damit entließ er mich. Außer diesem Eberhardt waren noch meine Lehrer der gemüthvolle, treffliche Maaß, der Philolog Schütz und in der Theologie der hochbejahrte, ehrwürdige Nösselt, der mit einer Art Mantel angethan, nie anders, als betend von seinem Studirzimmer aus bis auf den Lehrstuhl ging. Ferner Knapp, Niemeyer und Güte. Ich habe nie einen Menschen gesehen — er war Prediger — der ein so hebräisches Angesicht hatte und dessen Kehle zur Hervorbringung der hebräischen Schnarrlaute so eigenthümlich gebildet war, daß man glaubte, einen wirklichen Juden vor sich zu haben, als diesen Mann.

Das Studentenleben war damals ein durchaus ganz anderes als jetzt; da wußte man nichts von einem Regierungs-Bevollmächtigten. Der Prorector und der Senat vereinigten diese Würde mit ihrem Amte. Das Verhalten der Studenten war ein höchst ungebundenes. Wir konnten selbst Nächte hindurch, ohne Erlaubniß eingeholt zu haben, commerciren, singend nach Hause ziehen und kein Pedell trat uns in den Weg. Auch wurde damals der

sogenannte breite Stein standhaft von den Studenten behauptet. Ich erinnere mich hierbei einer Anekdote: Ich gehe mit dem Vater meines Stubengenossen in der Straße. Da kommt raschen Schrittes, das Rapier in der Hand, mit Kanonen und Pfundsporen an den Füßen und einen Dreieckshut auf dem Kopfe, ein Musensohn auf uns losgestürmt. Ich will den Pastor J., meinen Begleiter, auf die Seite ziehen, er aber sagt: ich bleibe! Mittlerweile war der Bursch herangekommen, stand einen Augenblick vor seinem Gegner still mit drohender Miene und ohne Zweifel wäre es hier zu einer unangenehmen Berührung gekommen, hätte der Pastor sich nicht in die Brust geworfen und gesagt: »Herr! ich bin ein älterer Bursche als Sie und habe diesen Stein schon behauptet, da Sie noch auf der Schulbank saßen.« »Ah, gehorsamer Diener«, erwiederte der Student und ging auf die Seite.

Bei aller Freiheit, die man auf der Universität hatte, wurde doch im Ganzen fleißig studirt. Namentlich waren uns unsere wissenschaftlichen Kränzchen, aus fünf bis acht Personen bestehend, in denen Examinatorien und Disputir-Übungen angestellt wurden, sehr nützlich. — Gelegenheiten zum Eintritt in Familien gab es nicht zum großen Nachtheil der feinern geselligen Bildung, daher denn auch Vielen Unbeholfenheit und Rohheit im Umgange anhaftete.

Nach Verlauf eines Jahres hielt ich in einem nahe gelegenen Dorfe meine erste Predigt. Sie lief ziemich gut gleichsam vom Stapel. Eitelkeit trieb mich, diese Predigt in den nächsten Michaelisferien in Gübs zu halten. Meiner Mutter, die das Steckenbleiben fürchtete, kostete es viel Überwindung, in die Kirche zu kommen. Ihr Wilhelm blieb jedoch nicht stecken; als sie aber nach Hause kam, bemerkte sie, daß sie in ihrer Angst fast ihr ganzes Schürzenband aufgefasert hatte.

Um diese Zeit trat für Halle und das gesammte Vaterland ein geschichtlich hochwichtiger, furchtbarer Wendepunkt ein. Frankreich hatte den Krieg erklärt; Kriegsgetümmel ertönte überall und die Preußischen Regimenter strömten der Saale zu. Man hatte jedoch beim Militair, wie bei Bürgern und Bauern guten Muth.

Man hielt es gar nicht für möglich, daß eine Armee, wie die preußische, so kräftig, so vorzüglich eingeübt und mit Waffen und Lebensmitteln überflüssig versehen, von einer, wenn auch stärkeren Macht geschlagen werden könnte. Dessen getröstete und erfreute man sich selbst da noch, nachdem die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt schon geschlagen war. Selbst in Magdeburg hatte man keine amtliche Kunde und man sprach nur von Siegen; jedoch raunte man sich hie und da Bedenklichkeiten über den Ausgang der Schlacht in's Ohr. Unter diesen Umständen riethen mir meine Eltern, bei ihnen zu bleiben. Dagegen sträubte ich mich aber mit aller Macht. Denn es war mir gerade erwünscht, dem Kriegsgetümmel näher zu kommen; daher machte ich mich mit einigen meiner Gefährten spornstreichs zu Fuße auf nach Halle. Wir kamen in Berenburg an und immer noch hörten wir nichts von einer Niederlage der Preußen. Als wir aber jenseit Könnern hinauskamen, da nahm uns der Anblick vieler weißbekittelter Soldaten, die ohne Waffen querfeldein liefen, doch Wunder. Die Bauern sagten, es seien flüchtige Sachsen, die ihren Anführer, den Prinzen Louis von Preußen, in dem Treffen bei Saalfeld verlassen und aufgeopfert hätten. Wir waren hochentrüstet über diese Ausreißer und hätten sofort mit unsern Ziegenhainern auf sie einstürmen und sie zu ihrer Pflicht zurückbringen mögen, und wirklich bot sich uns dazu nach kurzer Zeit eine nahe liegende Gelegenheit. Wir bemerkten nämlich, daß vier bis fünf dieser Ausreißer, da sie uns ansichtig wurden, hinter die Kirchhofsmauer sich verbargen. Wir zögerten nicht, stürzten mit hochgeschwungenen Knitteln auf sie ein, nahmen sie gefangen und lieferten sie in dem bei Halle aufgeschlagenen Lager ab. In Halle selbst war man guter Dinge und wußte — was ganz unbegreiflich scheint — noch nichts von der bei Jena und Auerstädt am 14. October verlorenen Schlacht. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß eine Armee, wie die preußische, geschlagen werden könne. Tags darauf — es war am 15. October 1806 — gehe ich gegen 10 Uhr auf den Markt. Er wimmelte bereits von Studenten und Bürgern; ferne Kanonenschüsse wurden vernommen, die immer hörbarer wurden, und es verbreitete sich nun die Nach-

richt, daß die Franzosen in drei starken Colonnen auf Halle in Anmarsch seien. Man suchte sich jedoch damit zu beruhigen, daß dies wohl nur ein durch die Preußen abgesprengter Heereshaufen der großen Französischen Armee sein möchte, mit dem man bald fertig zu werden hoffe. Das Ober-Commando über die bei Halle aus **10,000** Mann bestehende Reserve war dem Prinzen Eugen von Würtemberg anvertraut worden. Mittlerweile ward die Kanonade immer lebhafter, und noch lagen unsere Krieger großentheils in dem Lager. Es hieß, die Leute wären ohne Commando und Niemand wisse, wo der Prinz Eugen sei. Bei dieser Lage der Sache sprengte auf hohem Roß ein wackerer Mann — es war der Kunsthändler Dreißig — an die Rathlosen heran und wenige Worte von seiner Seite waren hinreichend, die Schieferbrücke mit Kanonen zu besetzen. Gleichzeitig eilte auch aus dem Lager vor dem damals sogenannten Galgthore ein Regiment Jäger im Sturmschritt der Brücke zu. Das Gefühl der Kraft und des Muthes glänzte in ihren Augen und beruhigend sprachen sie zu den weinenden und händeringenden Frauen: seid still, Kinder, ehe sie zu Euch kommen, müssen sie über unsere Leiber hinweg, und sie haben Wort gehalten, diese Braven. Während wir noch auf dem Markte gruppenweise beisammenstanden, kam ein preußischer Cürassier, den blutigen Säbel in der Hand, mit den Worten herangesprengt: Nun, die haben wir mal gut zusammengehauen; dabei wischte er das geronnene Blut am Säbel in die Höh' und sah dann wohlgefällig es wieder hinabgleiten. Er erzählte dabei, das sei das Gehirn eines verwundeten Franzosen, der bei der Rückkehr ihm in dem Wege gelegen und auf deutsch zugerufen hätte: »Kamerad, laß mich leben!« Er aber habe geantwortet: läßt Du uns leben? und habe ihm mit diesen Worten den Kopf gespalten. O pfui über den Mörder; denn der Beruf des Soldaten ist ja nicht, den wehrlosen und verwundeten Feind zu tödten, es ist genug, ihn unschädlich gemacht zu haben.

Nach und nach zerstreuten sich die Leute auf dem Markte, wo noch länger zu verweilen man nicht gerathen fand. Unter stetem, starkem Kanonendonner schlug die Uhr zwölf. Der Magen verlangte nach Speise; daher ging ich mit mehreren meiner Be-

kannten in den Gasthof »zum Löwen« in der Galgstraße. Kaum mochten wir aber 5 Minuten lang bei Tische gesessen haben, als wir von einem furchtbaren Waffengerassel aufgeschreckt, an die Fenster sprangen. Gott, welch ein Anblick! So breit die Straße war, drängten sich die Preußen, Gewehre, Patronentaschen, Brodtbeutel wegwerfend, Einer auf dem Rücken des Andern fortschiebend, in dichten Massen dem Thore zu. Der letzte Mann war der Kunsthändler Dreißig; sein Pferd stürzte dicht vor unserem Gasthofe. Der wackere Mann arbeitete mit Händen und Füßen, um dasselbe wieder auf die Beine zu bringen, während wir die Kugeln der ihn verfolgenden Feinde um ihn pfeifen hörten. Mit einem Male sprang es mit ungeheurer Anstrengung auf und brachte seinen Reiter in gestrecktem Galopp glücklich in's Freie. Nun füllte sich die Gasse mit den nachsetzenden Franzosen. Schauder ergriff mich beim Anblick dieser Leute, die mehr Banditen als Soldaten glichen. Ihre sogenannten Caputröcke waren schmuzig und zerrissen, ihre Gesichter vom Pulverdampf geschwärzt, auf dem Kopfe Bedeckungen mancherlei Art, worauf ein großes Messer, auch wohl ein Löffel befestigt war, auf dem Rücken den geplünderten Raub aus Passendorf: Gänse, Enten, Kleidungsstücke, Leinwand u. dergl. Einige Minuten lang stockte der nachsetzende Feind in der Straße, denn die Preußen hatten Kanonen aufgefahren, welche die Straße bestrichen. Es waren dies aber auch nur einige Minuten; der Kanonendonner verstummte und unter dem Geschrei: **Vive l'empereur!** stürmte Alles zum Thore hinaus. Gleich im Anfange, da die geschlagenen Preußen dem Galgthore zudrängten, sprang ein junger Officier in unser offenstehendes Gasthaus ein, todtenbleich im Gesicht, den schlotternden Degen in der zitternden Hand und suchte hinter einem großen Mehlkasten ein Asyl. Der arme Mensch that uns leid; wir brachten ihn in eine Stube und verkleideten ihn als Studenten. Das war freilich ein großes Wagniß, denn wäre es zur Kenntniß der Franzosen gekommen, die Kugel wäre uns Allen gewiß gewesen. Das Todtschießen war überhaupt damals etwas sehr Gewöhnliches. Nachdem wir nun auch Degen und Uniform sorgfältig versteckt hatten, führten wir unsern Fuchs in den Speisesaal, wo er an-

fing, sich allmählig zu erholen; aber ein neuer Schreck überzog ihn mit Todtenblässe, auch uns war nicht wohl zu Muthe, als die Thür aufgerissen ward und ein großer bärtiger Franzose in voller Waffenrüstung eintrat. Auf's Plündern hatte dieser Mann es ohne Zweifel abgesehen; wir kamen ihm jedoch so unbefangen als möglich entgegen und baten ihn in seiner Muttersprache, bei uns Platz zu nehmen. Das ließ er sich gefallen und es schmeckte ihm besser, als dem ihm schräg gegenübersitzenden Pseudo-Studenten. Nachdem er sich gesättigt hatte, ging er, ohne uns weiter zu belästigen, seines Weges, griff aber beim Hinausgehen aus der Thür ein halbes Zweigroschen-Brodt, sah uns an und steckte es dann, da wir ihm freundlich zunickten, in seinen Brodtsack. So bescheiden waren aber nicht Alle. Die meisten Einwohner hatten aus Furcht vor Plünderung, die allerdings zu erwarten stand, Thüren und Fensterläden dicht verrammelt. Der Wirth »zum Löwen« ließ jedoch auf unser Anrathen sein Haus offen, weil wir der Ansicht waren, daß Widerstand theils nichts helfen konnte, theils den Zorn der Plünderer nur anfachen mußte. Das zeigte sich auch bald, nachdem der Feind in die Stadt zurückgekehrt war. Auch unser Gasthof füllte sich; die Herren Franzosen betrugen sich aber bei ihren diebischen Kniffen mit vieler Artigkeit; sie zogen uns z. B. unsere Uhren nicht gewaltthätig aus der Tasche, schlugen uns aber vor, mit den ihrigen zu tauschen; während sie nun die dargebotene Uhr nach allen Seiten hin betrachteten, verloren sie sich unter die Menge und zogen mit der Uhr ab, ohne dafür die ihrige gegeben zu haben. Das nannten sie **changer.** Um mich von einem solchen Tausch fern zu halten, zog ich mich aus der Menge unbemerkt nach Oben zurück und nahm Besitz von einer Studentenstube. Doch nicht lange, so hörte ich schwere Fußtritte und Waffengeräusch die Treppe heraufkommen. Ich glaubte, es sei am Besten, den ungebetenen Gästen so unbefangen als möglich entgegenzugehen. Bei der Treppe angelangt, wurde ich von 4 Mann umringt, welche, mit den Kolben auf den Boden stampfend: »**argent — argent**« riefen; ruhig griff ich in die Tasche und gab ihnen eine Hand voll Kupfer- und Silbermünze mit dem Bedeuten, daß ich hier nicht wohne und daher nicht mehr geben

könne. Mit dieser Erklärung schienen sie zufrieden zu sein und ließen mich ruhig die Treppe hinabsteigen. Hier fand ich keinen meiner Bekannten mehr, so daß auch ich auf den Weg nach meiner Wohnung mich machte. Aber welch ein Schauder erregender, schwerer Gang! Von allen Seiten ertönten die Schläge mit den Kolben an die verschlossenen Hausthüren und Fensterläden. Aus andern Häusern kamen die Plünderer beladen heraus, von dem Jammergeschrei und dem Händeringen der Weiber begleitet; Verwundete, auf Gewehren liegend, wurden in ein Haus auf dem Markte getragen, Gefangene unter Stößen und Flüchen auf die Hauptwache geführt, und niedergeschlagene Preußen, in dem Wege liegend, hemmten mehrmals meine Schritte. Unangetastet indeß kam ich bei meiner Wohnung an, hatte aber nicht lange Ruhe daselbst; man sah schon mehrere Studenten und Bürger wieder in den Straßen. Ich ging zunächst nach dem Markte. Franzosen hielten statt der Preußen die Hauptwache besetzt, verwundete Landsleute traf ich nirgends an, aber desto mehr todte, wobei mir auffiel, so wenig vergossenes Blut zu bemerken; es schien ihnen sämmtlich mit Kolbenschlägen der Schädel eingeschlagen zu sein. Am rührendsten war mir in einer kleinen Verbindungsgasse der Anblick von einem dicht zusammengedrängten niedergeschlagenen Häuflein Jäger, die noch vor wenigen Stunden, voll freudigen Muthes und die weinenden Frauen tröstend, dem Feinde entgegengeeilt waren. Der Anblick des Einen machte einen besonders erschütternden Eindruck auf mein Gemüth. Der Schaum stand ihm vor dem Munde, sein Gesicht war gelb und blau und gräßlich verzerrt, seine Hände krampfhaft zusammengeballt. Eine aus dem Fenster blickende Frau sagte mir, daß derselbe sich lange gewehrt hätte und sehr schwer an seiner erhaltenen Wunde gestorben sei. Ich ging weiter, wieder in eine der Hauptstraßen hinein. Da sah ich bald zu meinem Schrecken den Professor Rüdiger im Handgemenge mit zwei Franzosen; sie warfen ihn nieder, knieten auf ihn und nahmen ihm die goldene Uhr und die Börse. Wohl war ich im Innern über diesen Raubanfall ergrimmt, hatte aber doch nicht den Muth, dem Unterliegenden zur Hülfe zu eilen; ich hielt vielmehr meine Schritte an und wandte mich zur Heimkehr. Da

fühlte ich, wie muthlos selbst der Muthige ist, wenn er unbewaffnet der Willkür des Stärkern preisgegeben ist.

Tags darauf zog Napoleon an der Spitze seiner Generalität, er selbst ganz einfach gekleidet, in die Stadt ein. Alles war todtenstill und kein »**Vive l'empereur**« ließ sich von den Bürgern hören. Es folgte nun eine Menge Kaiserlicher Decrete; unter andern, daß jeder Hauswirth bei militairischer Bestrafung anzeigen solle, ob er etwa Preußen in seinem Hause berge. Da wurden denn eine Menge aus ihren Schlupfwinkeln herausgetrieben und den Franzosen überliefert. Der Hofrath und Professor Schütz, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, hätte in Folge dieses Befehls beinahe sein Leben eingebüßt. Ohne daß er nämlich eine Kenntniß davon hatte, hielten sich einige Preußen in seinem Garten versteckt. Die Franzosen kamen dahinter, stürmten in sein Haus ein und fanden die Versteckten. Ohne weiter erst zu fragen und zu untersuchen, packt man den Hofrath, schleppt ihn in den Garten, nennt ihn einen Verräther und macht alle Anstalt, ihn an einem Baumast aufzuknüpfen. Er jedoch, der französischen Sprache vollkommen mächtig, nimmt eine drohende Miene an, nennt sie Mörder und verlangt, daß man ihn auf der Stelle zum General führe. Nach Verlauf von einer halben Stunde war Schütz wieder in Freiheit. Ein anderer Kaiserlicher Befehl gebot allen Studenten bei Todesstrafe, ihre Hieber und Rappiere, und was sie sonst an Waffen hätten, auf der Wache abzuliefern. Da mußte so mancher schlagfertige Bursch von seinem Hieber, auf den er getrotzt hatte, sich trennen und demüthig in die Hände eines Sergeanten abliefern. In einem Winkel des Saales lagen diese eisernen Geleitsfreunde der Studenten hoch aufgeschichtet. Das Schlimmste sollte aber noch kommen. Es entstand Brodtnoth, da alle Bäckerläden mit doppelten Wachen besetzt waren, um die Waaren für die nachfolgende große Armee aufzubewahren. Die Hauswirthe konnten nichts mehr anschaffen und ein Jeder war auf sich selber angewiesen. Da blieb uns denn nichts weiter übrig, als den Conditorläden zuzusprechen. Auf die Länge der Zeit wird einem diese süße Waare aber widerlich, und ein Studentenmagen ist damit nicht zu sättigen. In dieser Brodtnoth ent-

schlossen sich einige von uns, nach Crellwitz zu gehen, in der Meinung, dort ein Brodt auftreiben zu können. Aber du lieber Gott! wie sah das hier aus! die Häuser standen meistentheils leer und ihre Besitzer lagen mit einigen Habseligkeiten auf der Höhe der Berge. Eine Frau jedoch fanden wir einsam vor der Thür stehen. Im Vorübergehen sagte sie uns: »Meine Herren! halten Sie Sich hier nicht auf, Sie müssen sonst in den bloßen Hosen nach Halle zurückgehen, denn diese Franzosen plündern ärger, als die Raben.« So kehrten wir denn mit unbefriedigtem Magen wieder zurück, und glaubten, es sei schon um unsere Röcke und Stiefel geschehen, als ein Franzose rasch hinter uns herkam. Wir grüßten ihn und er erwiderte den Gruß, erzählte, wie sich das Regiment »v. Treskow« so tapfer geschlagen habe, daß nur Wenige entkommen wären. Bei der Gelegenheit hörten wir, daß er »Petit« heiße. Da erwiderte einer meiner Freunde, auf mich weisend, und der heißt »Long.« Das versetzte den Monsieur Petit in die heiterste Laune und wir gingen nun, von ihm geleitet, ohne Furcht durch die Reihen der Franzosen.

In Halle angekommen, sahen wir vor dem schwarzen Brette eine große Menge Studenten, Bestürzung und Unruhe auf dem Gesichte. Auf unsere Frage: »was giebt's?« rannte man an uns vorüber mit der Antwort: »leset selber.« Es war ein Befehl des Kaisers, daß die Studenten binnen 24 Stunden die Stadt geräumt haben sollten; Pässe nach unsrer Heimath hin würden uns verabreicht werden. Welch ein Schrecken zugleich für die Bevölkerung! In Hast wurden noch an demselbigen Abend Brodtsäcke zusammengenäht, wobei uns die Töchter unserer Wirthe bereitwilligst zurechthalfen. Nun entstand aber, namentlich für uns Magdeburger, die Frage, wohin wir uns wenden sollten? Magdeburg selbst war vom Feinde eingeschlossen und die Straßen dahin überall unsicher. Wir entschieden uns indeß, zunächst nach Leipzig zu gehen. Gegen Mittag hatte sich der Markt mit den Musensöhnen, alle marschfertig, angefüllt. Viele Thränen flossen von Seiten der Bürger, und groß war das Wehklagen der Stiefelputzer, der Barbiere, der Haloren, der Wäscherinnen u. s. w., die ihre Herren aufsuchten und mit Thränen in den

Augen baten, sie doch nicht zu vergessen, d. h. den alten Pump zu bezahlen. Um zwölf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, der größte Haufe nach dem Galgthore zu. In Großkugel wurde Halt gemacht, und wir lagerten uns in der Straße. Es versteht sich von selbst, daß hier den Brodtsäcken tüchtig zugesprochen wurde. Niemand hatte Mangel, denn wer nichts hatte, dem wurde gegeben, wobei manche neue, brüderliche Bekanntschaft gemacht wurde. Der Haufen der Auswanderer ward nun aber zusehends dünner, denn fast bei jedem Schritte ging der Eine oder der Andere seitwärts seiner Heimath zu. Wir Andern, die wir zu unserem nächsten Reiseziel Leipzig ersehen hatten, hofften, daß es uns gestattet werden würde, daselbst weiter fortzustudiren. Das war jedoch eine irrige Voraussetzung, denn man bedeutete uns: »wir möchten so bald als möglich weiter ziehen.« Man hatte die lügenhaftesten Gerüchte über das Verhalten der Halle'schen Studenten beim Einrücken der Franzosen in die Stadt ausgebreitet, z. B., daß sie, mit den Truppen vereint, die Waffen gegen den Feind geführt hätten. Wir, deren Pässe uns nach Magdeburg wiesen, das jedoch, wie schon gesagt, belagert war, erhielten die Erlaubniß, bis zur Übergabe in Leipzig zu verweilen, mit der Aufforderung, uns still zu verhalten.

In diese Tage fällt ein wichtiger Wendepunkt meines Lebens. Ich gewann zwei Freunde, die um mich ein Band der Freundschaft knüpften, das bis auf den heutigen Tag fest geblieben ist. Der eine hieß Herzog und ist jetzt Schulrath und Gymnasial-Director in Gera, der andere ist der Oberlehrer und Waisenhaus-Inspector a. D. **Dr.** Zehme in Bunzlau. Ich hospitirte bei dem Philosophen Plattner; da kam ich in die Nachbarschaft des Zehme. Beim Hinausgehen erzählte ich ihm mein Mißgeschick. Die gemüthvolle Seele ward innigst davon bewegt und bat mich, mit ihm zu kommen, er wolle sein Quartier, sein Bett und Brodt gern mit mir theilen. Durch Zehme lernte ich nun auch den Herzog kennen. Ich werde späterhin noch einmal auf diese beiden mir so theuren Freunde zurückkommen. O, wie wohl thut einem mittellosen Flüchtlinge die Theilnahme und aushelfende Handreichung der Menschenliebe in der Fremde! —

Bekanntlich wurde Magdeburg von dem verrätherischen Kleist nach wenigen Tagen der Belagerung an die Franzosen, da noch kein Sandkörnchen von den Festungswällen gefallen war, übergeben. Nun zögerten wir Magdeburger nicht, unsern Marsch weiter fortzusetzen, mußten aber schon in Wurzen, das großen Theils niedergebrannt worden war, der starken Regengüsse wegen verweilen. Um uns die Zeit zu vertreiben, wurde viel Karten gespielt, ein für mich bis dahin noch ganz fremdes Vergnügen; denn in dem väterlichen Hause durfte kein Kartenblatt sichtbar werden, weil man dieses Spiel für etwas Sündliches hielt. Wie hat die Zeit auch diese Ansicht geändert; wie viele Geistliche bringen fast alle ihre geselligen Stunden mit dem Kartenspiel hin. Ich kann es nicht gut heißen. Ich habe Pfarrer gekannt, welche, nachdem sie an des Herrn Tische das heilige Abendmahl genossen hatten, unmittelbar darauf mit ihrem Confessionarius, dem Schullehrer und Amtmann an den Spieltisch sich setzten. — Was mag der eintretende Bauer dabei gedacht haben? Welch böses Beispiel! — Da ist das Kartenspiel ohne Zweifel Sünde. Mitunter wurde auch tüchtig griechisch conjugirt. Nachdem der Himmel sich nun wieder aufgeklärt hatte, setzten wir unsern Weg nach Dessau, Zerbst weiter fort, ohne daß uns die hin- und herziehenden Franzosen Etwas in den Weg legten. In der Gegend von Dessau hatten wir den traurigen Anblick, mehrere Tausend gefangener Preußen, von Franzosen geleitet, an uns vorüberziehen zu sehen. Die armen Menschen, durchnäßt, bekothet, abgerissen, Hunger im Magen zogen sie, ihrer Heimath entrissen, einem feindlichen Lande zu. Mancher sah uns im Vorübergehen mit flehendem Blicke an und hielt die Hand auf; aber, so wie er Miene machte, einen Schritt weit aus dem Gliede zu treten, wurde er sofort zurückgestoßen. Eben so wenig durfte Jemand von uns heran. Diese Härte führte mir ein schönes Gegenbild vor die Seele, das sich derselben tief eingedrückt hat. Als nämlich in Halle die Franzosen die geschlagenen Preußen durch die Straßen verfolgten, sah' ich, wie ein anstürmender Franzose einen verwundeten, hilflosen Preußen, der von der nachfolgenden Cavallerie und Artillerie zertreten und zermalmt worden wäre, rasch über die

Gasse auf die Schwelle einer Hausthür setzte, mit einem Tuche dem Verwundeten den Kopf verband, ihm Etwas in den Mund steckte und dann wieder in's Feuer ging.

Glücklich kam ich noch mit einigen Groschen in der Tasche zu Hause an. Mein Vater stand gerade vor der Hausthür und schien mit bekümmertem Auge um sich zu blicken; da ward er mich gewahr; seine Seele war eben so mit Furcht und Angst vor den Franzosen angefüllt, daß er den eigenen Sohn, der seinen Quersack auf der Schulter trug, für einen Franzosen ansah, und nicht aufhören konnte, die abgenommene Nachtmütze in der Hand, eine Menge Kratzfüße zu machen. Ich wußte nicht, ob ich bei diesem Anblicke lachen oder weinen sollte; das letztere war mir jedoch näher. Vater! rief ich tiefbewegt, kennst Du Deinen Wilhelm nicht? Da wischte er sich über die Stirn und rief: Gott! lebst Du denn noch? Hier hat man erzählt, alle Hallische Studenten wären niedergehauen worden; nun aber sage hier um des Himmels willen nicht, daß Du ein Hallischer Student seist; die Franzosen möchten es Dir noch hier gedenken. Ich hatte jedoch diese Herren schon kennen gelernt und gefunden, daß sie so schlimm nicht waren, besonders wenn man sich in ihrer Sprache verständlich machen konnte. Man sah sie viel lieber in's Quartier kommen, als die gefräßigen und groben Baiern. — Wir haben die Unart, zu lachen, wenn der Franzose radebrechend deutsch spricht. Nie habe ich das auf der andern Seite wahrgenommen; man bemühte sich hingegen, auf alle Weise einzuhelfen und durch Mienen und Geberdenspiel den Sinn der Rede herauszubringen. Jedoch gab die Unkunde der beiden Sprachen zu manchem drolligen Mißverständnisse Veranlassung. So erinnere ich mich unter andern einer Anekdote, die hier erwähnt werden mag. Plündernde Franzosen dringen bei einem Schulmeister ein und fordern mit Ungestüm Carolinen. Der Schulmeister mochte mit diesem Goldstück nie Bekanntschaft gemacht haben. Er hatte aber eine erwachsene Tochter, welche C a r o l i n e hieß, er bildet sich daher ein, die Franzosen verlangten dieses Mädchen. Er versichert, um sein Kind gegen frevelhafte Unbilde zu schützen, er habe keine Caroline. Darauf giebt es aber Stöße, von schrecklichen Flüchen begleitet;

da entschließt er sich denn, seine Tochter, die sich auf dem Boden versteckt hatte, herunterzuholen und den Franzosen mit den Worten vorzustellen: Nun, da sei denn seine Caroline; er empfehle sie aber ihrer Discretion. Lautes Gelächter erschallte. —

Was zu dieser Zeit in jedes Preußen Herz am tiefsten einschnitt, waren die in Umlauf gesetzten Schmähverse und schamlosen Bilder der so allgemein verehrten und engelreinen Königin Louise. Man hatte die nichtswürdigsten Dinge von dieser hohen Frau unter die französische Armee verbreitet.

V. Capitel.

Die Universität Jena.

Mit Ostern **1807** bezog ich mit einigen Magdeburgern die Universität zu Jena. Wir nahmen unsern Weg über Halle und besuchten manches uns befreundete Haus. Mein Besuch bei dem Hofrath Schüz hatte wichtige Folgen für mich. Die Schwester des Hofraths war an den Geheimen Kirchenrath Griesbach in Jena verheirathet. An diesen gab er mir ein Empfehlungsschreiben, das mir einen Familienkreis eröffnete, der auf die Richtung meines Geistes und Gemüthes den heilsamsten Einfluß hatte. Ich war wie der Sohn im Hause, kam in die gebildetsten Gesellschaftskreise und wurde von dem burschenhaften Hochschulleben ganz abgezogen. Auch ökonomisch genoß ich viele Vortheile durch das Griesbach'sche Haus, so daß ich in einer Zeit, wo ich wegen der unaufhörlichen Abgaben und Brandschatzungen, welche die Eltern geben mußten, nicht viel erwarten konnte, doch ganz anständig durchkam. Mein Aufenthalt in Jena bot mir ein sehr genußreiches, anmuthiges Leben dar. Schon die reizende Lage des Städtchens entzückte mich, und ich gestehe es, daß ich an manchem schönen Sommermorgen die Collegia aussetzte und allein in's Freie wanderte. Insonderheit lieb war mir der eine kleine Stunde von Jena entfernte Forstberg geworden. Da legte ich mich nieder und schwärmte meist in idyllischem Phantasiren, so daß manches Verschen in die Brieftasche niedergeschrieben wurde. O, wie warm ward mir's da um das Herz! Die ganze Welt

hätte ich an meine Brust drücken mögen; selbst dem geringsten Wurm hätte ich kein Leid zufügen können. Ich erkannte, daß bei dem Anblick des Schönen die Liebe zum Guten in das Herz einzog. »In dem Begriffe vom Schönen«, sagt Herder, »liegt der Begriff vom Guten, von Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit eingewickelt. Derjenige, welchem das Schöne gefällt, ist vorbereitet, in allen Sachen das Zweckmäßige, Übereinstimmende, Vernünftige zu bemerken und zu lieben, von welcher Stimmung des Gemüths nur noch ein Schritt zur wirklichen Ausübung des Guten ist. Die Form alles Wahren und Guten ist Schönheit, und je reiner sie erscheint, desto mehr übt sie ihre Kraft auf menschliche Gemüther.« Darum, Ihr Lehrer, gehet oft mit Euren Schülern auf den Forstberg! Von dergleichen Ausflüchten angezogen, setzte ich jedoch auch das Studiren nicht bei Seite, denn der würdige Griesbach fragte bei Tische öfters nach meinen Beschäftigungen. Meine andern Lehrer außer Griesbach waren Gabler, Augusti und Ulrich, welcher empirische Psychologie las und uns durch seine, freilich meist unzarte und schlüpfrige, Anekdoten höchlich ergötzte. Eines Abends z. B., da durch den gewaltsamen Durchbruch von Blähungen eines eingeschlummerten Zuhörers die Stille im Hörsaale sehr vernehmlich unterbrochen wurde, streckte 2c. Ulrich beschwichtigend die Hand aus, indem er sagte: »Laßt ihn fahren; ihm ist wohl!« — Auf solche Weise suchte er seine philosophischen Vorlesungen zu würzen. In der Regel hat jede Universität auf dem Lehrstuhl ihren Pagliaccio. — Auch hörte ich beim Hofrath Loder **medicina forensis.** Auch er wußte seinen Vortrag durch viele Anekdoten, die er auf seinen weiten Reisen erlebt haben wollte, zu würzen. Übrigens hielt ich nicht lange bei ihm aus, denn mit Schrecken bemerkte ich, wenn er eine Krankheit beschrieb, daß ich alle die angegebenen Merkmale an mir hatte. Ich glaubte, wirklich krank zu sein und ging eines Tages zu dem Professor Fuchs und klagte dem mein Leid. Prüfend sah mich der Mann an und brach dann in die barschen Worte aus: »Besaufen Sie sich e'mal.« Ich sah ihn groß an; er aber versicherte, das würde mir gut thun, weil dadurch das ganze Nerven- und Muskelsystem in Aufregung käme.

Zu meinen Universitätsfreunden gehörten unter andern Neuendorf, welcher 1837 als Prediger an der Katharinenkirche zu Brandenburg gestorben ist. Viele sind bereits in die himmlische Heimath übergegangen. Von den noch lebenden zähle ich nur, so viel ich weiß, zwei bis vier, z. B. den Orientalisten Bernstein, gegenwärtig an der Universität zu Breslau, und den berühmten Historiker Johannes Voigt an der Universität zu Königsberg. Was die Gestaltung des äußern Lebens oft aus dem Menschen macht! Wie viel kommt auf die Verhältnisse an, in welche man von der Universität aus versetzt wird. Damals, als Bernstein und Voigt in unsern Studentenkreisen noch verkehrten, fiel Niemandem ein, daß sie einmal so hochgestellte und gefeierte Männer werden würden. Nach vollendetem Triennium nahm Bernstein bei dem Hofrath Eichstädt lateinische Sprechstunde, promovirte darauf und fing an zu dociren. Die Nothwendigkeit, Zuhörer zu erhalten und an sich zu fesseln, drängte ihn mit Macht zum ernsten weiteren Studium orientalischer Sprachwissenschaft. Ich war mit diesem Bernstein viel umhergelustwandelt und hatte mit ihm manche Schlittenfahrt gemacht, auch ein Stammbuchsblatt besaß ich von ihm. Sollte man es sich aber denken können, daß man sich so tief in die Gelehrsamkeit vergraben kann, daß nach 10, 15 Jahren keine Erinnerung mehr an den ehemaligen Freund vorzufinden ist? Denn als ich auf einer Reise durch Berlin — ich war damals Rector in Züllichau — meinen alten Freund Bernstein besuchte, konnte er sich durchaus nicht auf mich besinnen. Ich glaube nicht, daß hier eine Verstellung zum Grunde lag. Dasselbe erfuhr ich bei dem Regierungsrath Graff, durch seine Forschungen in den hochdeutschen Sprachlauten berühmt. Ich hatte in Königsberg in Preußen in demselben Hause mit diesem Manne gewohnt, wir aßen 3 Monate lang an demselben Tische, wo er mein Nachbar war, wir gingen häufig mit einander spazieren, mit einem Worte, hatten viel Verkehr unter einander, gleichwohl wußte er von dem Allen nichts mehr, als ich ihn nach Verlauf von vielen Jahren besuchte. Er sagte selber, daß durch das anstrengende, anhaltende, tiefe Nachdenken alle Erinnerung aus frühern Zeiten aus seinem Gedächtnisse verloren

gegangen wäre. — Johannes Voigt, gegenwärtig Professor der Geschichte an der Universität zu Königsberg in Pr., kam, nachdem er seine akademische Laufbahn beschlossen hatte, an das Pädagogium zu Halle, wo ihm der Kanzler Niemeyer den Unterricht in der Geschichte übertrug. Auf der Universität wurde er von einer schweren Krankheit befallen, während welcher ich neun Wochen lang statt seiner — ich weiß nicht mehr welches — ein Collegium besuchte und sein Heft fortsetzte. Wiewohl er Theologe war und auch predigte, zog ihn doch ganz besonders das Geschichtsstudium an. Sein Werk, das er als Lehrer am Hallischen Pädagogium schrieb: »Hildebrand oder als Papst Gregor **VII.**« machte ihn in der gelehrten Welt sehr vortheilhaft bekannt; daher er denn auch nach Verlauf von einigen Jahren an die Universität zu Königsberg berufen wurde. Das Brockhausensche Conversations-Lexikon sagt von ihm, er habe schon als Knabe, die Tasche voll abgekochter Kartoffeln, Tage lang die Burgruinen des Thüringer Waldgebirges durchstöbert.

VI. Capitel.

Schnepfenthal.

Unter freundlich-wehmüthigen Erinnerungen verließ ich Ostern **1809** das mir so lieb gewordene Jena. Besonders schwer ward mir der Abschied von dem Griesbach'schen Hause. Dem alten Vater wollte ich ein freundliches Andenken meiner kindlichen Hingebung zurücklassen. Zu dem Ende hatte ich eines seiner liebsten Topfgewächse, einen Heliotrop, mit aller Sorgfalt gepflegt, der gerade zur Zeit meines Abganges in der schönsten Blüthe stand; ich machte dazu einige Verse, auf die ich zwar keinen dichterischen Werth lege, aber die als Zeugniß meiner Verehrung und kindlichen Liebe zu Griesbach hier eine Stelle finden mögen:

Die schönste Gabe, die man Edlen bringt
Und die der Liebe tiefste Spuren in sich schließt,
Ist, die aus tiefem Herzen selbst entspringt
Und so zum Herzen überfließt.

D'rum schau herab voll väterlichen Blicks
Auf dieses schwache Opfer reiner Kindlichkeit,
Das Dir im Tempel Deines stillen Glücks
Nur heilige Ehrfurcht hat geweiht.

So nimm denn hin, was sorgsam ich gehegt
Und unter frommem Wunsch zur schönen Blüth' erzog.
Ein süßer Hauch entwickelnd sich erhebt
Und zu Dir, Vater, steiget hoch.

Und wenn der Blume köstlicher Genuß
Am neuen Morgen Dich mit Anmuth frisch umfängt,
So denk', es ist der Liebe Morgengruß
Deß, den das Schicksal von Dir trennt.

Diese Verse hatte ich in der Verzweigung des Heliotrops befestigt und dem Bedienten aufgetragen, die Vase in das Seitenstübchen des Geheimen Kirchenraths neben dem Hörsaal hinzustellen. Dieser Mann hatte es aber für feierlicher gehalten, dieselbe im Hörsaale selbst, und zwar auf dem Katheder aufzustellen. Man kann denken, daß der ungewohnte Gegenstand die eintretenden Zuhörer herbeigezogen und zu Bemerkungen veranlaßt habe. Auf den würdigen Griesbach selber hatte diese Überraschung, wie ich späterhin erfuhr, einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht. Er hat nie ein Wort über diesen Heliotrop mit mir gesprochen.

Von Gotha aus machte ich den Weg nach Schnepfenthal, ungefähr eine Meile lang, zu Fuße. Ich unterhielt mich gern mit dem Gedanken: nun mein selbstverdientes Brodt essen zu können und deshalb nicht weiter nöthig zu haben, meine durch die Kriegsdrangsale sehr zurückgekommenen Eltern beschwerlich zu fallen. Das mir ausgesetzte Gehalt betrug zwar nur 9 Thaler monatlich, war aber für mich, durch dessen Hände von Kindheit an nur wenige Thaler gegangen waren, eine bedeutende Summe. Das Leben in Schnepfenthal war überdies ein sehr einfaches, das keinen Aufwand in Anspruch nahm. Meine Augen spähten mit aller Schärfe nach dem fernen Horizont, um die weit und breit berühmte Erziehungs-Anstalt, das erste Gebiet meiner selbstständigen Thätigkeit, aufzufinden. Endlich taucht es am Saume des

thüringischen Waldgebirges hervor. Ahnungs- und erwartungsvoll stieg ich den Pfad zum Hauptgebäude hinan. Da fielen mir über dem Eingange des Hauses drei große lateinische Buchstaben auf: **D. D. H.** Späterhin erfuhr ich, daß diese Buchstaben das Lebens-Leitwort des ehrwürdigen Salzmann bezeichneten, nämlich: »Denke, Dulde, Handle!« — Eine Tochter Salzmann's führte mich bei meinem Erscheinen in das Besuchszimmer. Hier überraschte mich die große Menge von Brustbildern, womit alle Wände von oben bis unten belegt waren. Sie stellten lauter jugendliche, lebensfrische Gesichter dar, den Oberleib mit einer rothen Jacke bekleidet; es waren dies die Bildnisse sämmtlicher, von Schnepfenthal abgegangener Zöglinge.

Salzmann's Erscheinen machte einen tiefen Eindruck auf mich. Da sah ich den weltberühmten Mann vor mir: von mittlerer Größe, das nicht sehr volle Haupthaar, zum Theil ergraut, schlicht herunter gekämmt bis auf die Schulter, bräunlichen Angesichts, hoher Stirn und mit scharf gezeichneten Zügen, ohne Halstuch und mit einem bequemen braunen Rock bekleidet; er war freundlich-ernst in pratriarchalischer Würde. — Während meines mehr denn einjährigen Aufenthalts in Schnepfenthal habe ich diesen Mann nie in leidenschaftlicher Aufregung gesehen. Er verlor nie seine Gemüthsruhe, weder bei erfreulichen, noch betrübenden Ereignissen. Idealem nachjagen, war nicht seine Sache, er hielt es mit der Wirklichkeit. Was er hier als zweckmäßig erkannt hatte, daran hielt er unbeugsam fest und setzte zu dessen Förderung alle seine Thätigkeit daran. Die Phantasten konnte er nicht leiden. Kinder und Jünglinge versammelten sich gern um ihn. Des Abends nach Tische wurde gewöhnlich etwas vorgelesen. Wenn Salzmann merkte, daß seine Zöglinge dadurch eingeschläfert wurden, dann fing er an, oft aus seinem Leben, etwas zu erzählen; dann ward Alles wieder munter. So erzählte er unter Anderem einmal zur großen Ergötzlichkeit der Zöglinge: er habe sich einmal nach Niederlegung seines Pfarramtes in Erfurt auf den Weg nach Dessau zu Basedow gemacht, um denselben um Anstellung an seiner Erziehungs- und Lehr-Anstalt zu bitten. Darauf habe ihn derselbe vom Kopf bis zu den Zehen mit musterndem Auge an-

geschaut und dann gefragt, ob er lesen könne. Und als er ihm geantwortet, er sei bereits Prediger gewesen und habe bisher geglaubt, daß er lesen könne, habe ihm Basedow ein Buch gereicht mit der Aufforderung, darin laut zu lesen. Bald habe er ihn aber unterbrochen und gesagt: »Ja, Sie können lesen, Sie sind mein Mann.«

In den ersten Tagen war ich in Schnepfenthal nur Zuschauer und Beobachter, ward aber bald bekannt; Lehrer und Zöglinge kamen mir freundlichst entgegen, besonders umringten mich die letzteren, die neugierig nach Diesem und Jenem fragten und mich dabei sofort mit »Du« begrüßten. Die namhaftesten Lehrer waren damals: der als Geograph rühmlich bekannte Gutsmuths, A. Ausfeld, Weißenborn, Girtanner, Blasche, Buddäus. Außer diesen unterrichteten auch die Salzmann'schen Töchter die jüngeren Zöglinge, namentlich in der Naturgeschichte, und zwar mit vielem Erfolge, da sie den Unterricht so viel als möglich an lebendige Anschauungen knüpften. Jungfer Salzmann brachte bald ein Kaninchen, bald ein Hühnchen, bald ein anderes Vöglein u. dergl. mit in die Classe, und des Besehens, Betastens, Beobachtens und des Fragens war kein Ende und unmuthig hörten die Kinder das gegebene Zeichen der abgelaufenen Stunde; denn Jungfer Salzmann erzählte auch von den vorgezeigten Thierchen gar artige Geschichten und Anekdoten.

Nachdem ich mich nach allen Seiten hin umgesehen und zurechtgefunden hatte, erhielt ich von Vater Salzmann meinen Lehrstundenplan, der den Unterricht der ersten Classe im Griechischen, Lateinischen und in der Geschichte betraf, täglich etwa 3 Stunden. Außerdem wurden mir 7 Zöglinge verschiedenen Alters zur besonderen Aufsicht und Obhut übergeben. Sie waren, mit Ausnahme ihrer Lehrstunden in den Classen, den ganzen Tag um mich, vom frühen Morgen bis zum Abend. Ich hatte ihre Arbeitsstunden zu überwachen und spielte oder arbeitete im Garten, oder ging mit ihnen in ihren Freistunden spazieren. Dieses ununterbrochene Zusammenleben der Zöglinge mit dem Lehrer schloß die Gemüther mit einer Festigkeit auf Lebensdauer aneinander, und wiewohl ich Hunderte von Zöglingen zähle, so hat mich mit allen

doch nie ein so festes Band umschlungen, wie es mit meinen Schnepfenthälern der Fall war. Richard Mac-Lean, gegenwärtig Bank-Director in Königsberg i. Pr., v. Keffenbrink, der als Theilnehmer an den v. Schill'schen Streifzügen in Stralsund gefangen genommen und in Mainz standrechtlich erschossen ward, v. Saß auf der Insel Ösel, v. Schirnding, Möller aus Bielefeld und Andere werden mir nie aus dem Gedächtniß und Herzen schwinden. Auch Feste, gemeinschaftliche Reisen knüpften um Lehrer und Zöglinge ein recht inniges Band des Wohlwollens und der Freundschaft. Zu den ersteren gehörte unter andern das Kirschfest. Unter Trommelschlag zog man in den Garten und setzte sich in einem langen, von Kirschbäumen beschatteten Gange. Jeder bekam einen hoch aufgehäuften Teller voll Kirschen. Man beschoß sich gegenseitig mit den Kernen, scherzte und trieb allerlei unschuldige Narrentheidinge. Was aber besonders Interesse erregte, war die Vorlesung einer kurzgefaßten Geschichte der Anstalt, wobei auch sämmtliche Lehrer, die an derselben gearbeitet hatten, namentlich angeführt und, was man von ihnen in Erfahrung hatte bringen können, mitgetheilt wurde. In recht heitere Laune wurden dabei die Knaben versetzt, wenn es von einem gewissen Lehrer hieß, der vor mehr als 30 Jahren bei Nacht und Nebel sich davon gemacht hatte: »Herr N. N. auf Reisen.« — Auch auf das Plünderfest freute sich Groß und Klein. Wenn die Hauptlese der Baumfrüchte gehalten war, so wurde es den Zöglingen frei gestellt, auf die Bäume zu klettern und zu nehmen, was an Früchten sie noch finden würden. Natürlich blieb Keiner zurück und nach beendigtem Plünderfest konnte man sicher darauf rechnen, daß auch kein Vogel mehr noch etwas an den Bäumeu für sich fand. — Das größte, fröhlichste Fest fiel aber in den Octobermonat; es war das sogenannte Kartoffelfest. Schon Tags zuvor war in der Anstalt unter den Zöglingen eine ungeduldig-frohe Aufregung. Man lief nach allen Seiten hin durcheinander. Hier rasselten Schubkarren, die zusammengebracht wurden, dort trug man Spaten, Erdhacken, Beutel; die Einen kamen an mit Kesseln, Töpfen und Tiegeln; die Andern mit Vorräthen von Mehl, Eiern, Speck, Milch u. dergl. Kurz,

es war ein Leben, als ob zu einer schleunigen, großen Auswanderung man sich rüste. Tags darauf, Morgens um 6 Uhr, ging die heisere Trommel durch die Schlafsäle. Da ließ Keiner schläfrig und träge sich finden. Nach eingenommenem Frühstück ließen die Hauptleute ihre Manneien zusammentreten und sobald das sehnsüchtig erwartete »Marsch« gesprochen war, ging es wie im Sturmschritt mit den vollen Packkarren hinaus auf ein Kartoffelfeld. Wie gierige Ameisen über ihre Beute stürzte sich die Schnepfenthäler Jugend darüber her, und das ihnen angewiesene Land war in wenigen Minuten seiner Früchte beraubt. Nun wurde eine Menge lodernder Feuer gemacht; man schleppte eine Menge Reisholz zusammen, baute Heerde darüber, und es wurde gekocht, geschmort, geröstet, gebraten — wobei natürlich die Kartoffeln die Hauptrolle spielten — wie es den in Gruppen sich Gelagerten gefiel. Die Lehrer machten das Alles mit. Das war eine Mahlzeit, so schmackhaft, kräftig — wenn sie auch an sich nicht viel taugte — wie man noch nie ein Mittagsessen genossen hatte. Den Nachmittag brachte man mit Spielen mancherlei Art im Freien zu und zog gegen Abend unter Trommelschlag wieder in die Standquartiere zurück. Auch nächtliche Stubenfeste gab es unter dem Namen »Nachtwächterdienst.« — Auf die früher angestellt gewesenen Nachtwächter hatte man sich nicht recht verlassen können; daher beschlossen die Lehrer, abwechselnd diese Stelle zu vertreten. Ihre Zöglinge nahmen daran Theil. Ein mächtiges Schwert und ein schweres Bund Schlüsseln wurde dem, der den Nachtdienst hatte, auf die Stube gebracht. In solcher Nacht ging es recht gemüthlich zu. Es wurde abwechselnd erzählt, gespielt, vorgelesen, gesungen, auch Caffee und Chocolade gekocht, wie es Jedem beliebte; darüber wurde jedoch der Dienst nicht vergessen. Man umzog mehrmals forschenden Blicks die Gebäude, sah auf den Heerden und Kaminen nach und begoß jede noch glimmende Kohle mit Wasser. Bei Tage für die Nachtwache durch nachträglichen Schlaf sich schadlos zu halten, fiel Keinem ein. Die Schnepfenthäler Zöglinge waren Kraftjungen. Im strengsten Winter wuschen sie sich auf dem Hofe am Wassertroge, in der Nacht schliefen sie unter einer wollenen Decke; in allen Künsten

des Turnens waren sie wohl bewandert und von ihrer Fertigkeit und Ausdauer im Schwimmen sprachen selbst die Zeitungen. Mit solcher Jugend ließ sich Etwas schaffen; stand ein Hügel oder ein Berg im Wege, den Vater Salzmann weghaben wollte, so konnte er zur Abtragung desselben keine rüstigern und unverdrossenern Arme finden, als die seiner Zöglinge. Auch auf Fußreisen, die zuweilen wochenlang dauerten, bewährte sich ihr rüstiger und spannkräftiger Körper. Das Entbehren ward ihnen nicht schwer, denn daheim war unter ihnen das freiwillige Entsagen nichts Ungewöhnliches. Man sah den Einen und Andern des Mittags am Tische sitzen, ohne daß er etwas anderes, als trockenes Brodt aß, oder auch wohl gar nichts, bloß um an das Entsagen und Entbehren sich zu gewöhnen. Die Lehrer gingen mit ihrem Beispiele voran. In Mexiko band sonst (ob es noch so ist, weiß ich nicht) ein Knabe seinen entblößten Arm an den eines andern und legte eine glühende Kohle dazwischen. Beide wetteiferten im längsten Erdulden des brennenden Schmerzes. Da fehlte es gewiß nicht an Männern, ähnlich dem Mucius Scävola. Wer bei jedem Schmerze des Kindes dasselbe bedauert und beklagt, der erzieht Weichlinge und nicht Männer, den alten Dänen gleich, die bei Streichen in's Gesicht nicht einmal mit den Augen blinkten (**Bibliotheque universelle T. XV. p. 385**). Daher liest man auch in der Levana § **106**: »Zeigt nie Mitleid mit Schmerzen, sondern treibet Scherz damit.«

Ein besonders hervorragender Glanzpunkt in dem Lehrerberufe zu Schnepfenthal war die Einrichtung, daß entfernte Zöglinge von Einem ihrer Lehrer nach vollendeter Erziehung in die Heimath zurückbegleitet wurden. So machte Vater Salzmann gleich nach einigen Wochen meines Dortseins mir den Antrag, einen jungen Portugiesen nach Bremen zu begleiten. Dabei war man an keine Zeit gebunden; man durfte von der Landstraße abweichen, wenn seitwärts etwas Merkwürdiges zu sehen war. Dabei Alles auf fremde Kosten, auf die bequemste Weise. Es war eine herrliche Reise! Einer meiner Mitarbeiter, Buddäus, hatte sogar das Glück, zwei junge Russen nach der Insel Ösel zu begleiten, von wo aus er noch nach Petersburg und Moskau gereist

ist und erst nach Monaten wieder eintraf. — Während ich friedlich in Schnepfenthal lebte, hatte Freund Zehme, von dem schon oben die Rede gewesen ist, meinem Wirken eine andere Richtung zu geben gesucht. Auch den gemeinsamen Freund Herzog hatte er in seinen Plan aufgenommen, der dahin ging, daß wir drei, nach erhaltener Vorbildung in der Pestalozzi'schen Anstalt in Iferten, selber ein Institut in der deutschen Schweiz gründeten. Er schrieb zu dem Ende an Pestalozzi und erhielt bald darauf Antwort, die ich, weil sie von diesem Manne ist, wörtlich hier wiedergebe:

»Lieber Herr Zehme, und Ihr mit ihm verbundene liebe Freunde!

Euer Schreiben, gute, edle Jünglinge, hat mich und alle Meinigen innig gerührt. Wir bedürfen mehr als je der Hilfe, die Ihr uns anbietet; wir bedürfen mehr als je Männer, die mit voller Überzeugung und mit lebhaftem Enthusiasmus ihre Thätigkeit dem Werke, das wir mehr angefangen als ausgeführt haben, zu widmen entschlossen sind — die Idee unserer Anstalt hat jetzt fast allgemeinen Beifall — aber was hilft — dieser, wenn allenthalben Menschen mangeln, die die Idee mit ausgebildeten Fertigkeiten ausüben können. Das Bedürfniß, daß die Zahl der Menschen, die sich der Ausübung der Sache widmen, sehr und schnell vermehrt werde, ist dringend. Wir sehen es also für eine Wohlthat, die wir der Vorsehung danken, an, daß Sie zu uns kommen wollen, und zwar mit einer Liebe und einem Vertrauen, wie Kinder zu einem Vater. Kommt also — werdet meine Söhne, aber denket, ihr werdet Söhne eines armen Mannes und einer armen Anstalt, die Euch für den Anfang durchaus nicht die Vortheile und Annehmlichkeiten zusagen kann, die Ihr in einer andern Anstalt mit Euern Talenten und mit Euerm Eifer Euch auch jetzt schon verschaffen könntet. Alles, was ich Euch jetzt anbieten kann, freien Tisch und freies Logis — aber beides nicht mit den Annehmlichkeiten und Räumlichkeiten, die man in reichen Häusern und in Pensionen, die auf den Vortheil berechnet sind — leicht findet. Die Nahrung des Hauses ist genugthuend und nahrhaft — aber einfach — man schläft in großen Sälen bei einander, auch ist es mir unmöglich, einzelnen Personen

des Hauses eigene Zimmer zu geben — man muß sich Zimmer halber zu 3 und 4 mit einander einrichten. Kurz! wir sind eigentlich für das der Menschenliebe vortheilhaftere Zusammenleben und nicht für das der Selbstsucht so reizbare Alleinsein organisirt. Aber von einer andern Seite hat unser Leben große Reize und für unsern Zweck hohe bildende Kraft — Jünglinge — ich möchte Euch Männer nennen — Euer Brief berechtigt mich dazu. Alle Lehrjahre taugen nichts, die nicht schwer sind. Gebet das Opfer, das Ihr der Menschheit bringen wollt mit ernstem und freiem Willen. Erwartet keine sinnlich befriedigende Laufbahn an meiner Seite — aber erwartet mit Zuversicht geistig erhebende Umgebung. Diese werdet Ihr — Ihr werdet Bruderliebe finden bei meinen Freunden, und in mir nicht bloß einen nach seinen Kräften sorgfältigen Vater — Ihr werdet in mir einen dankbaren Freund, der Euch mit ganzem Herzen zugethan sein wird.

Wenn die Anfangszeit, in der Ihr mehr für Euch als für mich da sein werdet — vorüber und Ihr im Stande sein werdet, dem Hause einige Dienste zu leisten, die Euch das Recht geben, ökonomisch mehr vom Hause zu erwarten, als wie ich Euch für den Anfang anbieten kann, so glaubt nur, ich werde Eure Erwartungen mit Bruderliebe und Treue entsprechen. Wenn Ihr Alle oder einige von Euch etwa Ersatz der Reisekosten bedürfet, so redet frei — ich thue mein Möglichstes, um Euch zu besitzen. Euer Brief hat mir hohes Vertrauen für Euch eingeflößt.

Jetzt Adieu, lieber Zehme, Adieu, liebe Freunde. Ich sehe mit Ungeduld Eurer nahen Antwort entgegen. Pestalozzi. (*)

P. S. Wenn es ökonomisch auch noch mehr fordert, als ich Euch jetzt anbiete, so redet nur des Nahen offen mit mir; ich wünsche Euer baldiges Kommen.«

Der Weg in die Schweiz zu der berühmten Pestalozzi'schen Erziehungs-Anstalt stand nun also mir und meinen Freunden offen. Herzog aber zögerte; ohne ihn wollte ich auch nicht gehen, und so zerschlug sich der ganze, mit glühender Begeisterung entworfene Plan. Am tiefsten fühlte sich Freund Zehme dadurch

*) Ort und Datum waren im Briefe nicht bemerkt.

gebeugt, der mit ganzer Seele dem Schiller'schen Grundsatze anhing: »Aus der Kräfte schön vereintem Streben erhebt sich wirkend erst das wahre Leben.«

Im Jahre 1809 besuchte der als Oberschulrath nach Königsberg in Pr. berufene Zeller auf seiner Durchreise Schnepfenthal. Dieser für das Erziehungswesen tief erwärmte Mann brachte mein Gemüth durch das, was er mir von der zu erwartenden neuen Gestaltung des Schulwesens in meinem Vaterlande erzählte, in große Aufregung, und das um so mehr, da er in seiner Unterredung mit mir den Wunsch hindurchblicken ließ, daß ich ihm, wenn er erst eingerichtet sei, nach Königsberg nachfolgen möge. Gleichzeitig erhielt ich auch einen sehr vortheilhaften Antrag zu einer Hauslehrerstelle bei dem damaligen Landrath v. Örtzen in Triglaff in Hinterpommern. »Da bist du auf dem Wege nach Königsberg« — sprach ich zu mir selber, und nahm den Antrag an. In Schnepfenthal war mir die täglich wiederkehrende Einförmigkeit mit der Zeit doch etwas langweilig geworden; ich sehnte mich überhaupt nach einem Anschluß an das viel bewegte pädagogische Treiben in meinem Vaterlande.

VII. Capitel.

Triglaff und Königsberg in Pr.

Ich verließ Schnepfenthal und war im Jahre 1810 in dem v. Örtzen'schen Hause. Selten mag ein Hauslehrer in so befriedigenden Verhältnissen leben, als die meinigen in Triglaff waren. Frau v. Örtzen, eine tief gemüthvolle, wissenschaftlich gebildete Frau, begeistert für die Pestalozzi'schen Erziehungs-Ideen, faßte meinen Plan, auf einige Zeit nach Königsberg zu gehen, mit lebhafter Theilnahme auf und stimmte auch ihren Mann dafür. Da kam ein Brief von Zeller mit der Nachricht an, er werde im Frühjahre einen Lehrcursus, die Pestalozzi'sche Methode betreffend, eröffnen, zu welchem eine Menge Geistlicher und Schullehrer aus allen Provinzen des Staats in Königsberg zusammenkommen würden. Dieser Brief war entscheidend. Ich reiste ab, um nach einigen Monaten, bereichert an pädagogischen Ideen

und Erfahrungen, wieder zurückzukehren. Zeller hatte mir Obdach und Tisch in seinem Hause angeboten. Als ich eintrat, begegnete er mir gerade auf dem Hausflur, und ohne mich erst in sein Zimmer zu führen, schob er mich gleich in eine Klasse hinein. Hier stand ein Knabe von 12 bis 13 Jahren auf dem Katheder, laut zählend, die Finger in die Höhe haltend, vor einer großen Anzahl auf Bänken sitzender Kinder, die sich gruppenweise zu 4 und 6, mit einem lehrenden Knaben in der Mitte, zusammenhielten. Voll Verwunderung fand ich darunter aber auch Männer, Greise, lang gediente Schulmeister, welche Alles, wie die Kleinen, mitmachten, nachsprachen, lernten. Jede Gruppe war eine eigene Schule, die sich nicht um die benachbarte bekümmerte. Der kleine Schulmeister auf dem Katheder hatte seine Schüler auf einer Bank vor sich. »Heiliger Gott«, dachte ich im ersten überraschenden Augenblick, »was ist das für eine Schule!« Alles schrie durch einander. Hier wurde gezählt, dort lautirt, hier geschrieben, dort auswendig gelernt, hier gezeichnet, dort gemessen — Alles sprechend, mit Wort und Rede begleitet. Bald jedoch überzeugte ich mich, daß die Kleinen auf diese Weise etwas lernten, gegen dumpfes Hinbrüten bewahrt blieben, an Sprachfertigkeit gewannen und gemüthlich eng an einander sich schlossen. — Die Kleinsten schrieben und malten mit einem etwas zugespitzten, hölzernen Griffel im Sande, der dünn und ebenmäßig auf ihre Tafeln gestreut wurde — eine für die noch schwache Hand wohl geeignete Methode, die nebenbei das Kind auch an das Stillsitzen gewöhnt, denn bei unvorsichtigem Anstoß an die Tafel fallen die Sandkörnchen wieder zusammen, und die Schrift ist begraben und verschwunden.

Der Vorwurf, den man vielmals der Pestalozzi'schen Lehrmethode gemacht hat, daß sie zur Auffindung der ersten Elemente einer Wissenschaft oder Kunst gar zu weit zurückgehe und mit übertriebener Ängstlichkeit eine Stufenfolge vom Einfachen zum Zusammengesetzten zu erzielen strebe, worin auch nicht die kleinste Lücke wahrzunehmen sei, konnte auch der Zeller'schen Anstalt hier gemacht werden. Mißverstand hatte die subjective Lückenlosigkeit mit der objectiven verwechselt. Wie viel schöne Zeit ging mit den mechanischen, geistlosen Elementir-Versuchen verloren. Der

aufstrebende Geist wurde dadurch gefesselt, niedergehalten, wie der Vogel auf der Leimruthe. Daß man sich dergestalt in der Idee eines lückenlosen Unterrichtsganges festfahren konnte, daß man glaubte, die geistige Kraft in eine künstlich ausgearbeitete Form zwängen und fortführen zu müssen, als ob die Seele nicht Vorstellungen überspringen dürfe, deren absichtliche, allseitige Beschauung in dem Bewußtsein ihres Könnens es ganz und gar nicht bedarf. Bei dem Suchen nach einer naturgemäßen Methode gerieth man gerade in das Gegentheil und förderte eine naturwidrige zu Tage, weil man das Lebendige an das Leblose band. Ist es denn ein so unersetzlicher Verlust für die Bildung des Geistes, wenn dem Kinde, nachdem es Alles aufgesucht und beschrieben hat, was man mit einer Kreidelinie an der Wandtafel machen kann, nun auch nicht noch die Vorstellung zur Anschauung gebracht wird, daß, wenn die ganze Linie weggewischt ist, doch die Stelle noch bleibt, wo sie gewesen ist? Oder, wenn das Kind beim Lautiren auch nicht erfährt, daß dessen Anfangspunkt der Hauch sei, und wie man die Spachorgane stellen müsse, um diesen oder jenen Laut hervorzubringen? O über wie viel Armseligkeiten haben sich die Pestalozzianer den Kopf zerbrochen.

Denselben Gang, den das Menschengeschlecht in Ansehung seiner religiösen Ausbildung genommen habe, den sollte, nach Zeller's Grundsatz, auch der Unterricht verfolgen. Zu dem Ende theilte er seine Zöglinge ein in Heiden, Juden und Christen. Ich selber hörte einen Knaben, den Zeller fragte: auf welcher Religionsstufe stehst du? sagen: »Ich bin erst noch ein Heide, denke aber bald eine Jude zu werden!« — Einer auserlesenen kleinen Christenschaar gab er gewöhnlich im Freien Unterricht, im Garten mit derselben auf- und abgehend, die Bibel in der Hand. Es ist nicht zu leugnen, Zeller's Unterricht war lebendig, erweckend, ergreifend. Besonders verstand er sich darauf, auf Phantasie und Gemüth einzuwirken; davon zeugte insonderheit der sonntägliche Hausgottesdienst. Schon eine Viertelstunde vor Beginn desselben versammelten sich vor der Thür des Saales, in zwei gegenüberstehende Reihen gestellt, die Angehörigen der Anstalt in feierlicher, lautloser Stille und blieben so lange stehen, bis Zel-

ler ohne priesterlichen Schmuck, die Bibel unter dem Arme, zwischen den Reihen hindurch schritt und die Thür öffnete. Die Wände des Versammlungssaales, dessen Fenster verhängt waren, waren, wo ich nicht irre, mit schwarzem Tuche ausgeschlagen. Gegen Osten stand ein Tisch, ebenfalls schwarz bekleidet; auf demselben zwei brennende Kerzen, das Kruzifix, die Bibel; am Boden neben dem Tische ein Räucherfaß, das Zeller schweigend von Zeit zu Zeit hin und her schwang. Hinter dem Tische befand sich ein niedergelassener Vorhang, der die ganze Breite des Saales einnahm; hinter dem Vorhange ein Flügel oder Fortepiano. Zeller saß etwas erhöhet vor dem Tische, die Knaben auf Subsellien vor sich, die Lehrer und erwachsenen Hausgenossen zu beiden Seiten. Lautlose Stille. Endlich ergreift Zeller die Bibel und liest aus den Psalmen mit kräftiger, ausdrucksvoller Stimme einige Sätze, die Musik hinter dem Vorhang fällt ein und begleitet die Vorlesung mit sanften, dem Inhalt entsprechenden Accorden. Darauf folgt eine kurze freie Ansprache Zeller's an die Versammlung — oft in poetischer Gemüthserhebung. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Hausgottesdienst, der den Verstand zwar wenig in Anspruch nahm, desto tiefer aber in das Gemüthsleben eingriff, seines Eindrucks nicht verfehlte. Davon zeuge unter andern ein Brief der damals in Königsberg mit ihrem Gemahl lebenden unvergeßlichen Königin Louise. Ich habe ihn vom Original an Zeller's Schreibpult abgeschrieben. Er lautet wörtlich also:

»Gott segne Sie, edler Mann, und Ihr Ewigkeitswerk, welches Sie uns so rührend im Tagewerk zeigen. Gott segne Sie und die Generation, die Sie veredeln und gewiß bessern. O! müßten Sie nur nicht darben (*), Sie, die das Gute mit vollen Händen ausstreuen. Ich weiß, daß diese Klage Sie gewiß nicht irre macht in Ihrer großen Laufbahn, aber mir liegt es schwer auf dem Herzen, und ich ruhe nicht, bis ich wenigstens versucht habe, etwas zu Ihrer irdischen Glückseligkeit beigetragen zu haben. Die jenseits ist Ihnen gewiß.

*) Diese Stelle bezieht sich, wie mir Zeller sagte, auf eine unglückliche Liebe in seinem Vaterlande.

— Ich feierte einen schönen Gottesdienst in Ihrer Anstalt. Ich liebte Gott in den Menschen, wie noch nie, und fühlte seine Nähe, und sein Geist war mitten unter uns. Er stärke Sie und lohne Ihnen; denn Menschen können es nicht.

Königsberg, den 14. Februar 1809. Louise.«

Gleichzeitig war auch ein Brief des Königs an Zeller eingegangen. Der hart geprüfte und tief gebeugte König war gern in der Anstalt des Waisenhauses und erquickte seine Seele im Hinblick auf die unter Zeller's Leitung rüstig aufstrebende Jugend mit der Hoffnung, daß einst über den Gräbern der Gegenwart ein kräftigeres und edleres Menschengeschlecht wandeln werde. Der Brief, wie der obige, von mir in wortgetreue Abschrift genommen, lautet also:

»Königsberg, den 14. Februar 1809.

Sie haben mich auf eine recht originelle Weise durch das, was Sie ein Wort aus Ihrer Kinderwelt nennen, überrascht. (*) Danken Sie Ihren kleinen Zöglingen in meinem Namen für ihre herzlichen, einfachen Äußerungen der Liebe und Dankbarkeit, die mir recht viele Freude gemacht haben, und fahren Sie fort, sich durch rastloses Bemühen um den Segen der Mit- und Nachwelt so verdient zu machen, als es der von Ihnen gemachte schöne Anfang mit Recht erwarten läßt. Meinerseits soll es Ihnen in diesem Falle gewiß nie an Unterstützung fehlen. Friedrich Wilhelm.«

Leider gingen die Hoffnungen, welche der hochherzige König auf die dem Zeller in die Hände gegebene Verbesserung des Elementar-Schulwesens baute, nicht in Erfüllung.

Es fehlte dem Manne nicht an reichen Ideen und Geschick, dieselben nutzbar zu verarbeiten. Aber es fehlte demselben an gründlicher und umfassender Kenntniß unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Was sich im Waisenhause zu Königsberg leicht durchführen ließ, das ging nicht anderwärts. Eine seiner Lieblings-

*) Mehre der Zöglinge hatten eigenhändig an den König geschrieben. Er war ja oft in ihrer Mitte und sprach väterlich-freundliche Worte zu ihnen.

Ideen war eine Zeitlang, eine Zunft wandernder Schulgesellen in's Leben zu rufen. Sie sollten bei den Meistern einkehren, dessen Mithelfer sein, von ihm lernen, sich namentlich praktisch bilden, Veraltetes, Unbrauchbares aus der Schule entfernen und den Meister für die Elementar-Methode zu gewinnen, zu begeistern suchen. Und damit es ihnen nicht am täglichen Brodte fehle, so sollten sie sich im Hause des Schulmeisters durch erlernte Handwerke nützlich zu machen suchen, namentlich durch Schneidern. In dieser Absicht gab auch ein Schneidermeister den ältern Knaben Unterricht in seiner Kunst. Auch hier mußte die Methode Rechnung tragen. Vom Maaßnehmen hielt man nicht viel. Die Röcke, Hosen, Jacken u. s. w. wurden nach der Formenlehre zugeschnitten. Zur Ausführung jedoch, wie dies vorauszusehen war, ist diese Idee Zeller's nie gekommen.

Wenn es auf der einen Seite lobend anzuerkennen war, daß Zeller die größern Knaben auch außerhalb der Schule zur Aufmerksamkeit auf ihre Umgebungen und zum Nachdenken veranlaßte, und zwar insonderheit dadurch, daß Jeder derselben am Abend ein Gleichniß ihm sagen mußte, an irgend einen Gegenstand des vollbrachten Tagewerks geknüpft, so war es dagegen nicht zu billigen, daß er, um die Tugendfestigkeit der Kinder zu prüfen, unter den größern Versucher auswählte, deren geheime Aufgabe es war, die Andern zu irgend einem Unrecht zu verleiten. So trifft unter andern ein solcher Versucher einen kleinen weinenden Knaben im Garten. Warum weinst du? frägt er ihn. Der Ober-Schulrath hat mich geschlagen. Ei, das mußt du nicht leiden. Was kann ich machen? Mußt ihm Kartoffeln aufziehen und über die Mauer werfen. Der Verführte thut's, und der Versucher berichtet darüber dem rc. Zeller. »Du bist nicht bestanden in der Prüfung«, hieß es nun, »leide deine Strafe.«

Die physische Erziehung war dagegen sehr empfehlenswerth. Die Kost, hinreichend, aber höchst einfach, viele Arbeit in freier Luft, gesunde Schlafsäle, tägliches Waschen des ganzen Körpers. Diese Wäsche wurde des Abends im Finstern vorgenommen. Jeder Knabe stand in einem mit kaltem Wasser gefüllten Kübel; mit Flanell-Fausthandschuhen angethan, wurde der Körper tüchtig

gerieben und nachmals noch mit trockenem Flanell. Diese Sorgfalt für die physische Erziehung war um so nöthiger, da viele der Kinder in Folge ihrer frühern armseligen und umherschweifenden Lebensweise für allerlei Hautkrankheiten empfänglich waren. Auch war die Mehrzahl derselben mit der zerstörendsten Jugendsünde, der Onanie, behaftet. Wo Zeller so etwas bemerkte, da ging auf der Stelle die Infibulation vor sich. In der Regel gesundeten hier die entnervten Leiber und Lebensfrische kehrte wieder auf die Wangen. —

Was nun die Vorträge und praktischen Übungen betrifft, welche Zeller mit seinem Gehilfen Grieb in den Versammlungen der aus allen Provinzen des Vaterlandes hier zusammengekommenen Geistlichen und Schullehrer abhielt, so muß man den Ernst und Eifer, mit welchem die hier versammelten Männer der Sache der Elementar-Methode sich hingaben, laut rühmend anerkennen. Jeder wollte etwas recht Tüchtiges in die Heimath mit zurücknehmen, und Alle begeisterte die Hoffnung, durch bessern Jugend-Unterricht und Heranbildung eines edlern, kräftigern Geschlechts das Vaterland aus seiner tiefen Schmach zu erheben. O, es war ein herrliches Zusammenleben mit solchen Männern! — Um sich ganz mit der Methode vertraut zu machen, forderten sie den Ober-Schulrath auf, sie durch dieselbe Praxis hindurchzuführen, wie er es mit den Kindern mache. Und so sah man denn Männer, in die Tiefen der Wissenschaften eingeweiht, mit Fragen angegangen, welche für den schwachen Kindesverstand berechnet waren. Wenn es sich dabei nun vielmals herausstellte, daß die Kleinen, welche jedoch nicht gegenwärtig waren, treffendere Antworten, als jene hochstudirte Herren gaben, so ließ sich dies eben von ihrem höhern Standpunkte aus sehr wohl erklären. Es hielt schwer, ihres Wissens sich zu entäußern und dasselbe auf die vorgelegten Fragen nicht mitsprechen zu lassen. Pestalozzi sagte: »Schafft nur euern gelehrten Kram erst aus den Köpfen heraus und werdet unwissend, wie die Kinder, dann wird die Methode an euch und ihnen sich verherrlichen.« —

Wenn 2c. Zeller auf dem Lehrstuhl saß, so wußte er immer für den vorliegenden Gegenstand zu interessiren und in gemüth-

licher Heiterkeit einen reichen Austausch von Gedanken und Ansichten zu Tage zu fördern. Das war aber nicht bei seinem Gehilfen Grieb der Fall. Es war dies ein derber, roher und ungeschliffener Deutsch-Schweizer, dazu aufgebläbet von Eitelkeit und Dünkel. Er behandelte die vor ihm sitzenden Geistlichen und Candidaten im eigentlichen Sinne wie Schuljungen, so daß eines Tages diese Stock und Hut nahmen und den Saal verließen. Damit hatte rc. Grieb's Wirksamkeit in diesem Kreise ein Ende.

War nun auch der Gewinn, den man in der Waisenhaus-Anstalt gefunden hatte, hinter den Erwartungen zurückgeblieben und dessen Anwendung nicht überall durchzuführen, wiewohl rc. Zeller beim Abschiede sprach: »Nun geht, und macht's zu Hause auch so«, so hatte doch dieser Zusammenfluß von Hunderten gebildeter, eifriger Schulfreunde in Königsberg reichen Segen. Welch eine vielseitige Anregung in Beziehung auf das Volks-Erziehungswesen, welch ein reicher Gedanken-Austausch, welch ein gegenseitig belebendes und erwärmendes Hochgefühl, für die Erhebung des tief unterdrückten Vaterlandes rüstig daheim sich zu regen in Schule und Haus, wurde hier in größern und kleinern Kreisen, auf Spaziergängen und in den Häusern geselliger Erholung ausgebeutet!

VIII. Capitel.

Züllichau.

Mit rein ausgebrannter Kasse kam ich in Züllichau im Herbst **1810** an. Der Aufenthalt in Königsberg und die damit zusammenhängenden Reisen hatten viel gekostet. Jedoch litt ich keine Noth. Die wackern Züllichauer überhäuften mich auf die zarteste Weise mit Unterstützungen. Ich wurde z. B. tagtäglich in irgend eine der Familien, so lange die Junggesellen-Wirthschaft dauerte, zu Mittag eingeladen. — Das Schulhaus hatte kein freundliches Ansehn, weder von Außen, noch im Innern. Zwei kleine und eine etwas größere Stube, welche sämmtlich einen gemeinschaftlichen Eingang hatten, machten die Rectoratswohnung aus, in welcher Einer meiner Vorgänger mit der Frau und elf Kindern eingepfergt gelebt hatte. — Der Schulklassen gab es vier; drei

davon lagen im Erdgeschoß neben einander und hatten auch nur einen gemeinschaftlichen Eingang. Sie waren mit Brettwänden abgetheilt, die des Sonnabends hinweggenommen wurden. Denn am Sonntage diente die Schule einer nahegelegenen Dorfgemeinde zur Kirche. Die Brettwände hingen nur sehr locker zusammen, so daß man während des Unterrichts jedes Wort in den andern Classen ganz vernehmlich verstehen konnte. Man gewöhnte sich indeß daran und ließ sich von dem, was in der Nachbarschaft vorging, nicht stören. Ernstere Bedenken erzeugten aber bei mir die vorgefundenen Lehrkräfte. Voll jugendlicher Begeisterung für meinen Beruf, hätte ich die ganze Schule umgestalten und auf einen höhern Standpunkt bringen mögen! Aber ich hatte das Schicksal eines jungen, muthigen Pferdes, das mit einem alten, abgetriebenen zusammengespannt ist. Es reibt sich nutzlos auf.

Der Conrector, ein grämlicher Predigtamts-Candidat von nahe an 50 Jahren, sehr beschränkten Geistes, war ohne Eifer im Unterricht, überhaupt ohne Interesse für die Schule. Er that, was der Miethling zu thun schuldig ist. Dem dritten Lehrer, dem Cantor, fehlte es nicht an Kenntnissen, auch nicht an Lehrgabe, aber an einem Vertrauen gewinnenden Verhalten. Er wurde von unerträglichen Launen beherrscht. Der vierte Lehrer, der Organist, hoch betagt, trug in seinem Gesichte die unverkennbaren Spuren des starken Weingeistgenusses. Er war so entnervt, daß er erst nach einem hinuntergegossenen Glase Schnaps die Kraft hatte, aus dem Bette aufzustehen. In der Schule ohne alle Autorität, ohne auch nur einen Anflug von pädagogischem Takt, ohne selbstständiges Urtheil! Der fünfte Lehrer, der Chorpräfect, war mehr noch Schüler als Lehrer. Das waren meine Mitarbeiter. — Der wissenschaftliche Standpunkt der Schule war der einer gehobenen Bürgerschule. In der sogenannten Prima wurde der Cornelius Nepos gelesen. Was ich in Königsberg in der Zeller'schen Anstalt Nachahmungswerthes gesehen und gehört hatte, versuchte ich hier einzuführen, als die Formenlehre, die Rythmik, Melodik, die elementarischen Vorübungen des Rechnens, wie auch das Monitorwesen, danach den vorgerücktern Knaben schwächere beigegeben wurden, um ihnen nachzuhelfen. Manche

Eltern schüttelten hierüber, so wie über die nicht herkömmliche Lehrmethode die Köpfe. Doch wurden diese in Folge der ersten öffentlichen Schulprüfung zu Ostern **1811** andern Sinnes. Die Knaben entsprachen allen billigen Anforderungen. Besonders fiel die Fertigkeit und Sicherheit auf, mit welcher sie die rythmischen Übungsstücke an der Wandtafel ablasen oder durch Händeklatschen ausführten. Auch die Elementar-Übungen im Gesange sprachen an. Ich bediente mich dabei weder der Noten noch der Ziffern, sondern der Finger, deren jeder nach der ihm zu gebenden Stellung einen bestimmten Ton bezeichnete. Selbst dreistimmige Übungen konnten auf diese Weise durchgeführt werden. Die Erfahrung hat mich überzeugt, daß es zweckfördernd sei, die Rythmik der Melodik vorangehen zu lassen. — Im Französischen überraschten die Knaben durch die Menge von Wörtern und Sprachausdruck. Sie hatten ihn dadurch gewonnen, daß ich gleich von vorn herein allerlei Landschaftsbilder, eins nach dem andern, ihnen vorzeigte. Mit einem Stäbchen in der Hand, wies ich, den französischen Namen nennend, auf die verzeichneten Gegenstände hin, der von Allen und Einzelnen mehrmals nachgesprochen wurde. Saßen alle einzelnen Gegenstände in den Köpfen fest, dann machte ich auf Farbe, Stellung, Bewegung, Beschäftigung — immer französisch sprechend — aufmerksam und erweiterte nach jedem vollendeten Umlauf den Anschauungskreis. Ich hatte bald die Freude, daß meine Schüler über das, was auf dem Bilde dargestellt war, leidlich sich auszudrücken vermochten. Dann erst ließ ich den grammatischen Unterricht folgen. Dieser veranlaßte mich zur Herausgabe eines Erstlingswerkes: »Hilfsbuch bei Erlernung der französischen Sprache für untere und obere Gymnasial-Klassen.« Züllichau bei Darnmann, **1810**. Es ist dieses Buch sehr empfehlend beurtheilt worden, hat aber keinen Eingang in die Schulen gefunden. Ob die Buchhandlung oder der damalige Haß gegen Alles, was französisch war, die Schuld davon trug, will ich dahingestellt sein lassen. — Zur Beförderung des anständigen und sittlichen Verhaltens in der Schule führte ich mit einiger Abänderung die Salzmann'schen Sittentafeln ein. Diese in den Klassen aufgehängten Tafeln enthielten in Schnepfenthal die Namen

sämmtlicher Schüler. Hatten die Lehrer Ursache, Lob zu ertheilen, so wurde ein kleiner Nagel mit glänzendem Messingknopf neben dem Namen eingeschlagen. Je mehr Beifall, desto länger ward die glänzende Nagelreihe. Ich traf insofern eine Abänderung in diesem Beförderungsmittel guter Sitten, daß ich gleich bei Aufnahme eines Schülers ihn vor die Tafel führte und ihm seinen Namen zeigte mit 20 daneben befindlichen, sehr sichtbaren Punkten. Dabei erklärte ich ihm, daß 20 solcher Punkte ein Zeichen besonderer Zufriedenheit der Lehrer seien. Man habe dieselben auch bei seinem Namen angebracht, in der Voraussetzung, daß wir an ihm einen so fleißigen als sittsamen Schüler haben würden. Sollte er jedoch unsere Erwartungen nicht erfüllen, so würde ihm bei jedem Anlaß zu erstem Tadel und zur Unzufriedenheit mit ihm ein Punkt hinweggenommen, aber bei erfolgter Besserung auch wieder hinzugefügt werden. — Es schien mir gut, den Aufzunehmenden gleich von vorn herein Vertrauen zu zeigen und sie wissen zu lassen, daß man das Beste von ihnen voraussetze. Der Mensch verliert nicht gern die gute Meinung, die Andere von ihm haben, und sucht schon aus diesem Grunde derselben zu entsprechen. So fand ich es auch vielmals bei meinen Schülern, und das Wegnehmen eines Punktes von ihrem Namen machte allemal einen sehr schmerzlichen Eindruck auf sie. Davor hatten sie mehr Furcht als vor dem Stock, dem überhaupt nur derjenige verfallen war, der keinen Punkt mehr hatte. Dahin aber kam es nur in höchst seltenen Fällen. Ich habe gefunden, daß Entziehung des Vertrauens ein wirksameres und weniger bedenkliches Besserungsmittel bei Kindern ist, als die positive Strafe. Mußte diese eintreten, so geschah es nie im Angesichte, nicht einmal mit Wissen der Mitschüler. Sie wurde nach dem Schlusse der Schule in der Wohnung des Rectors vollzogen. Im Ganzen war ein guter Geist unter den Knaben, an die ich heute noch mich gern erinnere.

Störend für den Unterricht waren die damals noch üblichen Leichenbegleitungen, wozu auch der Rector, der bei solchen Feierlichkeiten im Küstermäntelchen erscheinen mußte, verpflichtet war. Man versammelte sich vor dem Leichenhause, ging aber nicht hin-

ein, sondern Superintendent, die beiden Diaconen, Rector und Conrector nahmen dem Range nach auf den an der äußern Wand des Hauses hingestellten Stühlen Platz. Die übrigen Collegen mußten stehen. Von den Geistlichen bekam jeder eine Citrone; wir Lehrer mußten uns mit dem Geruch begnügen. Es sah drollig aus, bei Schnee- und Regenwetter uns auf der Straße unter Regenschirmen sitzen zu sehen. —

Eine schon lange vor meiner Ankunft von dem Superintendenten eingeführte Einrichtung, das sogenannte Parolwesen, mißfiel mir sehr. Es hatte damit folgende Bewandtniß: An dem gemeinschaftlichen Klassen-Eingange hing eine schwarze Tafel, auf welcher ein kurzer lateinischer und deutscher Denkspruch geschrieben stand. Diese Sprüche hießen die Parole. Der Superintendent war früher Feldprediger gewesen. Täglich mußte die angeschriebene Parole auswendig gelernt werden; wer sie dem an der Thür stehenden Lehrer nicht ansagen konnte, durfte nicht hinaus. Die Folge davon nun war, daß mancher Schüler schon während des Unterrichts die Parole auswendig lernte; Andere trieben sich dieselbe beim Hinausgehen eiligst in den Kopf, wodurch das im Unterricht Gehörte verdunkelt und zum Theil aus den Köpfen wieder herausgetrieben ward. Ich hielt daher nicht sonderlich auf die strenge Beobachtung dieses Parolwesens, eine bloße Spielerei des Superintendenten. Begegnete ihm ein Schulknabe, so rief er ihm: »Halt — die Parole?!« zu. Da traf es sich denn nun oft, daß dieselbe, was ihm sehr ärgerlich war und weßhalb er mich auch zur Rede stellte, ausblieb. Jedoch wurde dadurch in der Sache nichts geändert. — Es hatte dieser Mann eine seltene Autorität sich angeeignet. Wie ein unbeschränkter Fürst herrschte er über die Schulen. Eines Tages verlangte er von mir, ich solle zu einer von ihm verfügten Stunde eine Klasse zu ihm schicken. Ich sah darin eine Störung der Schulordnung und äußerte mit Bescheidenheit meine Bedenken. Er fuhr mich aber an mit den Worten: »Ich will's so haben«, drehte mir den Rücken und ging. Ich schäme mich heute meiner Schwäche, daß ich nachgab und die betreffende Klasse ihm zuschickte. Die Lehrer aber waren selbst schuld, daß dieser Ephorus sie als unmündige Schulknaben behandelte. Denn bei

jedem Zerwürfniß, in welches sie mit Eltern oder Collegen gerathen waren, wendeten sie sich an ihn, um die streitige Angelegenheit schlichten zu lassen. Ich kam oft mit ihm in Reibungen und seine pfäffische Gewaltherrschaft verdroß mich. Und wenn ich nun sage, daß ich einmal mein Müthchen an ihm zu kühlen Gelegenheit hatte, so mag dies einem jungen Manne, den er so oft auf das Ungebührlichste getreten hatte, nicht gar zu schlimm ausgelegt werden. Ich war nicht bloß Rector, sondern auch Landsturm-Hauptmann. An einem schönen Nachmittage waren mehrere Compagnien auf dem Exercierplatze. Da erblicke ich in einiger Entfernung von der meinigen den Superintendenten. Gedacht — gethan! Ich commandire: »Gewehr auf — marsch!« und darauf plötzlich: »à l'attaque!« Brausend unter Hurrahruf stürmen meine Pikenmänner fort. Der Superintendent nimmt laufenden Fußes die Flucht; ich verfolge ihn aber an der Spitze der vorgesteckten Piken, den Säbel in der Hand, unausgesetzt und treibe ihn in einen Morastgraben, aus welchem er sich nur mit Mühe auf das jenseitige Ufer retten konnte. — Ich empfand eine behagliche Freude darüber. —

Was der Züllichauschen Stadtschule zu großem Segen gereichte, war der Ernst, mit welchem die Schulknaben angehalten wurden, an dem Gottesdienste in der Kirche fleißig Theil zu nehmen. Rector, Conrector und Cantor führten daselbst über sie die Aufsicht. Der Name des vermißten Schülers wurde angemerkt, und dieser war verpflichtet, seine Abwesenheit durch eine schriftliche Nachweisung Seitens seiner Eltern entschuldigen zu lassen. Möchte doch diese Einrichtung, wodurch die Kinder zu einer segensreichen Gewohnheit, die in der Regel für das ganze Leben bleibt, hingeleitet und selbst deren Eltern veranlaßt werden, ihrem Beispiele zu folgen, durch alle Schulen durchgreifen! Es möchten dann nicht so Viele sein, die zum Unsegen der bürgerlichen Gesellschaft außer der Gemeinschaft mit der Kirche leben! Möchten namentlich die Behörden beherzigen: »daß der schlechte Kirchengänger auch ein schlechter Staatsdiener sei!« Oder liegt es denn nicht auf der Hand, daß der Untergebene mit weit mehr Hingebung und Ausdauer den Aufforderungen, Einrichtungen

und Verordnungen eines Vorgesetzten, der in gemeinsamer gottesdienstlicher Andacht mit ihm seine Seele zu dem Herrn aller Herrn erhebt, seine Knie vor ihm beuget und im Glauben an den gekreuzigten Christus und im Vertrauen, daß ihm Gott seine Sünden vergeben werde, das heilige Abendmahl feiert, sich anschließen werde, als an die Weisungen dessen, der gleichgiltig und achtungslos gegen das ist, was ihm, dem Untergebenen, ehrwürdig, heilig und verpflichtend erscheint. Daher — ich sage es noch einmal: — »Ein schlechter Kirchengänger — ein schlechter Staatsdiener!« — Daß das Weltliche von religiöser Einwirkung nicht fern gehalten werden dürfe, das sahen schon die Völker im grauen Alterthume ein. So schufen die Griechen sich ihre Provinzial-Landtage in den Amphyktionen; welche fühlten, daß wahre Staatsmänner vor Allem die Wächter des Heiligen sein müssen. Und Lykurg, wie Solon und Numa, waren demüthig genug, anzuerkennen, daß die Aussaat der Gesetze im Staate eben so gut göttlichen Segens bedarf, als die Saat der Früchte des Sonnenscheins und Regens.

Vor funfzig Jahren war ein allgemein verbreitetes Schulfest, das Gregoriusfest. In Züllichau zog es sich fast durch die ganze Woche hin. Die Schule mit ihren Lehrern zog bebändert, mit flatternden Fahnen, mit gegabelten Stangen und Stöcken, um die erschnurrten Brezeln, Semmeln, Würste und dergl. daraufzustecken, singend durch die Straßen. Dabei wurden blanke Büchsen zur Einsammlung von beliebigen Geldgaben in jedes Haus geschickt. Der Schule schloß sich ein großer Troß gemeinen Volkes an, für welches bei diesem Umzuge auch Manches abfiel. Da nun die Zeit herangekommen war, wo ich an diesem Straßenburchzug mich betheiligen sollte, sträubte sich mein Ehrgefühl dergestalt dagegen, daß ich fest entschlossen war, auf die Gefahr hin, eine nicht unbeträchtliche Einbuße an meinem Einkommen zu erleiden, diese Festlichkeit nicht mitzumachen. Dem Magistrat, der bei dieser Gelegenheit vor Allen becomplimentirt ward, verdroß dies mein Verhalten höchlich; auch der Superintendent legte mir es als Hochmuth aus und meinte, daß selbst der berühmte Gedicke in Berlin den Gregorius-Umgang mitgemacht

habe. Dem mochte nun sein, wie ihm wollte, ich hielt dieses Fest für eine Herabwürdigung des Lehrerstandes. Die Sache kam selbst bei der Königlichen Regierung zur Sprache, die mein Verfahren wohl gebilligt haben muß, denn seitdem hörte das Gregoriusfest ganz auf und der Magistrat entschädigte die Lehrer aus der Communal-Casse für den Wegfall jener Straßenbettelei.

In geselliger Beziehung habe ich in Züllichau viele frohe Stunden verlebt. Es herrschte daselbst in den obern Schichten ein sehr anständiger und feiner Ton. Es war zwar eine Fabrikstadt, aber die Züllichauschen Fabrikanten und Kaufleute erhoben sich weit über die eingeschrumpften Krämerseelen, deren Gedanken und Gefühle alle sich in dem einen Begriffe »verdienen« vereinen. Wo etwas Gemeinnütziches zur Sprache kam, da konnte man auf die werkthätigste Theilnahme rechnen. Sehr freigebig zeigten sie sich für die kirchlichen Interessen und die Personen, welche denselben dienten. Ein angesehener Mann hätte sich geschämt, Gebühren für Taufen, Todesfälle u. s. w. nach der Taxe zu bezahlen; der betreffende Geistliche konnte auf Gold sich Rechnung machen.

Außer meinen öffentlichen Schulstunden beaufsichtigte ich außer denselben noch eine Anzahl Knaben, mit denen ich in den Freistunden turnte und welche täglich drei Arbeitsstunden bei mir hatten. Ich hatte Jahrelang **10** bis **12** solcher Knaben täglich um mich; dadurch verdiente ich mir einen hübschen Thaler Geld, denn die Eltern honorirten mich monatlich mit **4** Thlrn. für das Kind. Die Rectorstelle selbst belief sich damals nur auf **400** Thlr. —

Nahrungssorge hatte ich unter diesen Umständen nicht; gleichwohl war ich des Lebens in Züllichau herzlich satt. Sieben Jahre hatte ich daselbst wie in ein Danaidenfaß geschöpft, und sah voraus, daß bei längerem Verweilen auf dieser Stelle meine Begeisterung für die Bildung der Jugend die Schwindsucht bekommen müsse. Daher that ich einen eigenmächtigen, höchst gewagten Griff in meinen Berufsgang. Ich kündigte dem Magistrate auf, ohne Aussicht auf eine anderweite Anstellung. Man staunte und begriff mich nicht. Ich vertraute aber Gott und meiner Kraft, und war überzeugt, daß ich schon einen andern, mir mehr entsprechenden, Wirkungskreis mir schaffen würde. Meine Blicke richteten sich

nach der Schweiz. Da lebte Pestalozzi, und, wenige Meilen von ihm entfernt, in dem Städtchen Moudon (Milden) wohnten meine Schwiegereltern, die uns mit offenen Armen, wenngleich in einem nur eben auskömmlichen Haushalte, erwarteten. So machte ich nun all' das Meine zu Gelde, schaffte mir ein anständiges Wäglein an und ein tüchtiges Roß dazu, lud meine Frau mit meinen beiden Töchterchen, von denen das jüngste noch an der Brust lag, darauf, nahm Zügel und Peitsche in die Hand und fuhr mit einem unendlichen Wohlgefühl den schweizerischen Alpen entgegen.

Noch einmal aber muß ich meine Leser nach Züllichau zurückführen. Zwar werden mir blutige Wunden dabei aufgerissen, doch kann ich des Zusammenhanges wegen sie nicht wohl unberührt lassen. Im Herbste **1811** verheirathete ich mich mit einer jungen Schweizerin, welche Erzieherin in dem Triglaff'schen Hause war. An der Hand dieses Weibes glich mein Haus einem unentweihten Paradiese. Aber ach, ich sollte dennoch daraus vertrieben werden! Im Frühjahr **1812** erkrankte dies junge, blühende Leben. Hätte Geld, die Kunst der Ärzte, die liebevolle Theilnahme der so treu gesinnten Züllichauer, die Gebete des in Schmerz aufgelösten Gatten dasselbe retten können! Der Tod zerrte **3** Monate lang an ihr, ehe sie demselben unterlag. — Nun sangen die Vögel im Walde mir nur Trauerlieder, die lachendste Flur war für mich ein Todtenfeld; ich glaubte nicht, daß je wieder eine Freude mein Herz berühren könne! In diesem tiefen Seelenschmerz war mir der Aufenthalt am Grabe meiner geliebten Jenny in abendlicher Stunde eine stärkende Erquickung. Ihr Grab war ausgemauert, mit einer Öffnung oben, die verschlossen werden konnte. Da ließ ich mich denn nieder, ließ, an ein Band befestigt, einen Stein hinab und klopfte damit wiederholt auf des Sarges Deckel. Es war mir dann, als ob sie meine Worte höre, die ich hinabrief, und als ob sie mir antworte. Ich danke noch heute Gott für den süßen Trost, womit er mich hier aufrichtete. Groß war nun aber auch meine Sehnsucht, die Eltern dieses geliebten Weibes von Angesicht kennen zu lernen. So nahm ich denn auf **3** Monate Urlaub und reiste in die Schweiz. Da war ich nun in dem Hause, in welchem sie verkehrt hatte, sah alle die Per-

sonen, von denen sie mich so oft unterhalten hatte. Der Austausch der Gefühle mit ihnen gab meinem Herzen viel Erleichterung. Die gemeinschaftliche Familientrauer schloß mich auf das Innigste an das elterliche Haus meiner lieben Himmelseele an und es schien mir etwas Unnatürliches darin zu liegen, wenn ich in Zukunft dieser Familie ganz fern stehen sollte. Ich unterhielt daher nach meiner Rückkehr nach Züllichau einen innigen Briefwechsel mit derselben und nahm nach Jahr und Tag die jüngere Schwester der Verstorbenen, Isaline, zum Weibe. So schien mir das Band, das mich mit jener verbunden hatte, nicht gänzlich zerrissen. Und diese war es, mit welcher ich von Züllichau aus in die Schweiz zog. Es hat keine Reise so viele angenehme Erinnerungen in mir zurückgelassen, wie diese, wozu namentlich wohl das Gefühl völliger Unabhängigkeit das Meiste beitragen mochte. Nach Verlauf von drei Wochen kamen wir sämmtlich wohlbehalten in Moudon an.

IX. Capitel.

Aufenthalt in Moudon.

Des Schulmeisterns konnte ich nicht lange entbehren. Ich machte bald Bekanntschaft mit dem Rector oder Regent des dortigen Collège und nahm ihm zu meinem Vergnügen manche Lehrstunde ab. In der obersten Classe wurde auch Griechisch getrieben und es darin bis zum Übersetzen leichter Lesestücke gebracht. Im Lateinischen las man den Cornelius Nepos und den Cäsar, der mit um so größerem Interesse gelesen wurde, da in der Stadt und Umgegend noch manche Denkmale aus seiner Zeit sich erhalten hatten. Die Collèges in der französischen Schweiz hatten damals alle denselben Zuschnitt. War ein Schüler alle Classen hindurchgegangen, so war seine Bildung zum Eintritt in ein bürgerliches Gewerbe hinreichend vorbereitet, oder, wollte er die wissenschaftliche Bahn weiter verfolgen und studiren, so ging er auf die Akademie in Lausanne ab. Die Collèges standen unter der Aufsicht der Municipalität und Geistlichkeit. Die erstere schickte alle Sonnabende einen Deputirten aus ihrer Mitte in die Schule, der sich die

sorgfältig geführten Listen über Schulbesuch und Aufführung vorlegen ließ, Lob und Tadel ertheilte und der Behörde zum weitern Einschreiten, wo es für nöthig befunden wurde, Bericht erstattete. Diese Einrichtung bewährte sich als eine sehr zweckmäßige.

Bald hatte ich eine kleine Schaar von Schülern und Zöglingen um mich versammelt, die ich auch außerhalb der Schulstunden beaufsichtigte. Wir streiften viel in der freien Natur umher, dabei wurde jedoch auch tüchtig studirt. War das Wetter zum Ausgehen ungünstig, so vertrieben wir uns die Zeit mit allerlei Spielen, namentlich mit dem lateinischen Kartenspiel. Es zeigten meine Knaben nämlich für das gewöhnliche Kartenspiel eine große Neigung. Um dieselbe mit einem nützlichen Zwecke in Verbindung zu bringen, sann ich ein Spiel aus, dessen Blätter statt mit Pik, Caro, Treff u. s. w. mit ganz kurzen Fragen und Antworten nach lateinischen Declinations- und Conjugationsformen bezeichnet waren. Man konnte damit eben so gut spielen, wie mit den gewöhnlichen Karten. Es trug dieses Spiel zur Befestigung in der lateinischen Formenlehre wesentlich bei. Wie verderblich das gewöhnliche Kartenspiel werden kann, ist bekannt. Um es den Knaben zu verekeln, räth der scharfsinnige Locke, sie dazu anzutreiben. Wahr ist es, daß der Zwang zu einem Geschäfte dasselbe uns verleidet. Kann man aber, wie ich versuchte, dem Kartenspiel ein die Bildung bezweckendes Ziel setzen, so entferne man es nicht aus dem Kreise der Kinder. — In Moudon selber aber meinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen, lag nicht in meiner Absicht. Der Ort war zu klein und an pädagogischen Hülfsmitteln zu arm. Eine eigene Erziehungs-Anstalt zu gründen, war einer meiner Lieblingsgedanken. Ich warf meine Blicke besonders nach Neufchatel hin, theils, weil es unter preußischer Oberhoheit stand, theils weil ich in Folge von Empfehlungsbriefen mit hochstehenden Regierungs-Personen daselbst in nähere Berührung gekommen war. Auch der preußische Gesandte in Bern, Justus v. Gruner, war einer meiner theilnehmendsten Gönner. Indeß hielt mich doch bei einem Besuche in Hofwyl Herr v. Fellenberg fest. Die Großartigkeit und der streng geordnete Zusammenhang seiner Anstalten, so wie das rege wissenschaftliche Leben, der geräuschlose, ein festes Ziel

verfolgende Gang in denselben, der höchst anständige Ton im geselligen Verkehr, das freundliche Verhältniß zwischen Lehrern und Zöglingen, die besonnene, thatkräftige Bestimmtheit des Vorstehers dieses großen Erziehungshauses zog mich ungemein an, so daß ich seinen Antrag, zu ihm zu kommen, gern annahm; er bot mir neben freier Station für mich und meine Familie ein Jahrgehalt von **50** französischen Louisd'or, **300** Thlr. pr. Courant.

X. Capitel.

Aufenthalt in Hofwyl.

Um Michaelis **1818** reiste ich dahin ab; Frau und Kinder konnten eingetretener Umstände wegen nicht sofort mit mir ziehen. — Die Lehrer wohnen hier, ein Jeder für sich, ohne, wie in Schnepfenthal, eine Anzahl von Knaben bei sich zu haben. Die Aufsicht über sämmtliche Zöglinge, unter denen sich **18**- bis **20**-jährige befanden, führte ein einziger Lehrer. Die Disciplin war väterlich streng und gleichmäßig durchgreifend ohne Ansehn der Person; es befanden sich mehre Prinzen in der Anstalt; sie hatten aber in Ansehung der Behandlung nichts voraus vor dem Kaufmannssohn. Im Allgemeinen herrschte aber unter den Zöglingen ein sehr anständiger Ton und selten kam es zu einer Strafe. Gelernt wurde tüchtig und ganz insbesondere das Griechische gepflegt; als erstes Lesebuch bekamen die Schüler, nach Herbart's Idee, den Homer in die Hände; die andern Schriftsteller wurden in Folge der geschichtlichen Entwickelung des Volks gelesen. Der Hauptlehrer in der Philologie war Professor Kortum, und in der Geschichte der jetzige Ober-Studienrath Schacht. Fellenberg besuchte sehr selten eine Lehrstunde; monatlich aber hielt er mit sämmtlichen Lehrern eine allgemeine Conferenz, wo ein Jeder angeben mußte, was und wie er gelehret habe. Das Resultat der Besprechungen wurde in ein Protokollbuch niedergeschrieben. Es waren dies sehr lehrreiche Verhandlungen. —

Was man aber in Hofwyl vermißte, war das gemüthliche Zusammenleben. Fellenberg selbst war steifer und kalter Natur. Der Verstand trat überall vorherrschend hervor. Welch ein Unter-

schied zwischen ihm und Pestalozzi, bei dem — so zu sagen — das Herz mit dem Verstande so oft davonlief! — Die Lehrer kamen unter einander öfters zusammen, aber es war nicht das Gemüth, das sie zu einander hinzog, als vielmehr nur die Wissenschaft. Das Wissen hatte allein nur Geltung unter ihnen. — Zu bedauern war es, daß Hofwyl nicht ein Pfarrort war. Da hörte man keinen Glockenruf zur Kirche, da fühlte man nicht die erbauliche, sabbathliche Tageshaltung. Man versammelte sich wohl am Sonntage des Morgens in dem großen Lehrsaale, sang ein Lied und ein Lehrer hielt eine Rede; aber es war eine gelehrte Abhandlung, keine christliche Predigt. Erbauung nahm man nicht mit hinweg. Wenn man aber auch bedenkt, daß die Zuhörer sehr verschiedenen Glaubensbekenntnisses waren, aus allen Ländern, diesseits und jenseits des Meeres, hier beisammen lebend, so war der christliche Religionslehrer genöthigt, in seinen Predigten nur über allgemein sittliche Lehrsätze sich zu verbreiten. Den Mangel der öffentlichen Religionspflege fühlte Herr v. Fellenberg sehr wohl. Daher er auch mit dem Gedanken umging, eine griechische Kapelle zu bauen und einen Geistlichen anzustellen. Wenn ich nicht irre, so ist dieser sein Plan später zur Ausführung gekommen.

Neben der gelehrten Lehr-Anstalt stand in bescheidener Ferne, aber hochgeachtet, eine Armenschule, die sogenannte Wehrli-Anstalt. Sie zählte etwa 18 bis 20 Knaben und Jünglinge. Der wackere Wehrli, ihr Lehrer und Erzieher, leistete in ihrer Mitte Außerordentliches. Er war ein geborner Pädagog — im rüstigen Körper eine rüstige Seele. Geschulmeistert in der Klasse wurde wenig; aber das ganze Tagewerk war geistige und körperliche Entwickelung und Fortschritt. Nach verrichteter Morgen-Andacht zog Wehrli inmitten seiner Jugend, mit Spaten, Hacke, Harke u. dergl. versehen, hinaus auf's Feld. Es war eine Lust, zu sehen, wie bald diese jugendlichen Kräfte eine vorliegende Arbeit beseitigt hatten. Herr v. Fellenberg sagte mir einmal selbst: Einer dieser jugendlichen Arbeiter leiste mehr als zwei Tagelöhner. Dabei sah man sie immer aufgelegt, heiter. Wehrli's Vorbild, seine Erzählungen, Bemerkungen, Anregungen zum Beobachten und fröhliche Gesänge wußten sie in dieser Stimmung zu

erhalten. Es wurde hier mehr gelernt, als in mancher Schulklasse. Alle hundert Jahre aber mag kaum ein solcher Schulmeister geboren werden, wie Wehrli war. Und dabei seine Bescheidenheit, der gar nicht einmal wußte, daß er etwas Außerordentliches leiste. Seine Zöglinge hingen ihm an in unverbrüchlicher Hingebung. Ihr Wehrli mußte Alles wissen, bei Allem hinzugezogen werden. —

Herr v. Fellenberg hatte große, tief- und weitgreifende Ansichten von der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände. Mit Recht gründete er die öffentliche Sittigung auf eine zweckdienliche Jugendbildung. Die Leistungen in Hofwyl reichten dazu nicht aus. Daher unterhielt er den Plan, mehre dergleichen Anstalten anzulegen und nach seinen Grundsätzen fortzuführen; namentlich ging er eifrigst damit um, auf Pestalozzi und dessen Anstalt einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, wozu oft von Hofwyl ausgesandte Sendboten den Weg einleiten und bahnen sollten. Auch war die Sache wirklich schon so weit gediehen, daß Pestalozzi, den Herr v. Fellenberg zu sich eingeladen hatte, nahe daran war, einen Vertrag zu unterzeichnen, der seine Anstalt ganz und gar allmälig in dessen Hände gebracht haben würde, wäre Joseph Schmidt nicht dazwischen getreten, an dessen Widerstande das ganze Vorhaben scheiterte. — Mir selbst machte Herr v. Fellenberg den Vorschlag, im Kanton Waadt eine Erziehungs-Anstalt nach seinen Grundsätzen und unter seiner Leitung und Beaufsichtigung zu gründen und fortzuführen. Ich war jedoch nicht geneigt, als Vorsteher einer Anstalt von dem Willen eines Andern mich abhangig zu machen. Dadurch stieß ich freilich bei Herrn v. Fellenberg sehr an und er hat mir meine Weigerung, in seine Pläne einzugehen, nicht vergeben können. Der kalte, durch Hofwyl sich hinziehende Lebenshauch machte einen unbehaglichen Eindruck auf mein Gemüth; ich sehnte mich hinweg und folgte gern einem Rufe Pestalozzi's nach Yverdun. Ich war diesem liebefrischen Greise wie ein Sohn zugethan und freute mich, für seine Zwecke unmittelbar unter seinen Augen wirken zu können. Fellenberg's Persönlichkeit und Tageswerk haben das Schicksal aller großartigen Erscheinungen gehabt. Sie werden angegriffen

und mit Schmach beworfen. Dahin gehört unter andern ein Aufsatz im »Allgemeinen Anzeiger«, Gotha, Montags den 23. März 1812, der in Bezug auf v. Fellenberg mit den einleitenden Worten beginnt: »Menschenglück und Menschenwohl war von jeher die lockende Aufschrift des Aushängeschildes der Charlatanerie und Marktschreierei. Unter dieser Firma wurde Groß und Klein betrogen und getäuscht.« — Nein, ein Charlatan und Marktschreier war Fellenberg nicht. Entwickelung und Erhebung der Volkskraft zu allgemeiner Wohlfahrt war ihm heiliger Ernst, und hätte er nicht namentlich unter den Großen in Bern so viel scheelsüchtige Neider und Gegner gehabt, seine Leistungen würden umfangreicher und ein unwidersprechliches Zeugniß seiner großartigen, menschenbeglückenden Bestrebungen gewesen sein. — Ich habe zuletzt in keinen freundschaftlichen Beziehungen zu ihm gestanden; aber der Wahrheit die Ehre! —

XI. Capitel.

Aufenthalt in Yverdun.

Den bedenklichen Zustand des Pestalozzi'schen Erziehungshauses konnte ich mir nicht verhehlen; Jeder erwartete seine nahe bevorstehende Auflösung; dieser Umstand aber gerade erregte um so tiefer und lebendiger meinen Eifer, dem rathlosen, armen Vater Pestalozzi zu dienen. Es ist wirklich kaum glaublich, welch eine Gesetzlosigkeit und Unordnung sich hier festgesetzt hatte. Lehrer und Zöglinge folgten meist nur ihrem Gelüst. Lehrer, die dem Stundenplane zufolge, in der Klasse sein sollten, fand ich auf Lustwandelungen, und Zöglinge hielten sich während der Lehrstunden theils in der Stube der alten Wirthschafterin, theils im Garten, theils in ihren Kaninchenhütten auf. Pestalozzi, welcher willenlos ganz unter Schmidt's Einfluß stand und selten einen Blick in seine eigene Anstalt warf und Alles nur durch die Brille sah, welche Schmidt ihm auf die Nase zu setzen für gut befand, kannte den bejammernswerthen Zustand seines Hauses nicht; er lag Tage lang völlig angekleidet im Bette, phantasirte und schrieb. Dazu kamen die unaufhörlichen feindseligen Angriffe auf Pestalozzi

von Seiten früherer, ausgetretener, gewichtiger Lehrer, wie namentlich Niederer und Crüsi; jener hatte eine Töchter-, dieser eine Knaben-Erziehungs-Anstalt in Yverdun selbst. Ihr Bestreben ging besonders dahin, die Pestalozzi'schen Lehrer gegen Joseph Schmidt, der sie aus der Anstalt herausgebissen haben sollte, aufzureizen und mit ihrer Lage überhaupt unzufrieden zu machen. Dem Joseph Schmidt selbst lag wohl das Geld, das in die Anstalt floß, am Herzen, nicht aber die Bildung der Zöglinge. Um nicht den Einen oder Andern zu kränken und dessen baldigen Abgang befürchten zu müssen, übersah er gar Vieles, das streng gerügt hätte werden müssen. Ich erinnere mich, daß Lehrer in den Conferenzen auf die Entfernung eines räudigen Schaafes antrugen, doch dazu war Schmidt nicht zu bewegen; es wären der Kasse ja 20 Louisd'or entgangen. Er hatte keinen Freund unter den Lehrern. Was von ihm ausging, dem arbeitete man mit Macht entgegen. Gleichwohl nahm ich bald wahr, daß er der denkendste und thatkräftigste Lehrer war, dem das Fortbestehen der Anstalt dringend am Herzen lag. Nicht unbekannt mit der Stimmung seiner Berufsgenossen gegen ihn, äußerte er mir gleich bei meinem Eintritte zu meiner großen Befremdung: »Wenn Sie hier etwas Ersprießliches wirken wollen, so lassen Sie ja nicht merken, daß sie gegen mich wohlgesinnt sind; je mehr Sie mein Thun tadeln und auf mich schimpfen, desto leichter werden Sie durchsetzen, was wir wünschen. Nur gleichsam verstohlen kam ich mit ihm zusammen, um uns über das, was Noth that, zu bereden. Pestalozzi, von den täglichen Zerwürfnissen und feindseligen Kämpfen in seinem Hause geistig zerrissen, kam dem Wahnsinn nahe, so daß Schmidt es für gut befand, ihn auf den Jura zu schaffen, wo er auch selber die meiste Zeit bei ihm verlebte. Mittlerweile arbeitete ich in der Anstalt, was meine Kräfte vermochten, von früh bis spät; insonderheit suchte ich die Lehrer für Pestalozzi's Zwecke zu gewinnen. Ich weiß nicht, wie es zuging, ich erlangte aber außerhalb und innerhalb der Anstalt gar bald das Ansehn eines Vorstehers. Gesetzlichkeit und Ordnung kehrten allmälig zurück und die Anstalt fing an, wieder öffentliches Vertrauen zu gewinnen. Es war aber ein schweres

Stück Arbeit, eine verwilderte und zügellose Jugend unter gesetzliche Zucht zu bringen. Die Ungezogenheit ging so weit, daß der Lehrer bei dem gerechtesten Tadel auf jede Verunglimpfung sich gefaßt machen konnte; man zerbrach sein in der Klasse stehendes Schreibpult, goß die Dintenfässer auf seine Schriften aus, bewarf mit dem ekelhaftesten Unflath seine Stubenthür, schleuderte auf Lustwandelungen ihm Steine in die Fersen, ja drang selbst mit gezogenem Messer auf ihn ein. Am gesunkensten waren die sogenannten Erwachsenen. Unter dem Vorwande, einen Theil der Nacht für ihre Schularbeiten zu verwenden, verließen sie heimlich das Schloß und gingen auf Wollustwegen aus, oder besuchten die in ihren Betten liegenden Dienstmädchen in der Anstalt. Ich selber war einst Zeuge, daß ein junger Mensch bei Tische, da die Aufwärterin ihm etwas darreichte, derselben in die Schürze griff. Dergleichen Ärgernissen kam v. Fellenberg dadurch zuvor, daß kein Mädchen in der Anstalt zu sehen war. Die männliche Bedienung mußte die Stuben fegen, die Betten machen, das Essen zureichen u. s. w. Der damaligen Pestalozzi'schen Jugend gegenüber ist es daher nicht zu verwundern, wenn der, welcher sie zur Zucht und Ordnung zurückführen wollte, Gegenstand ihres Übelwollens und Hasses war. Daher fand ich zum öftern an Wänden, Thüren und Wandtafeln mit Kreide mich abgemalt — am Galgen hangend, und in einer Nacht habe ich mich nicht schlafen gelegt, sondern wehrhaft und wachend in meiner Stube zugebracht. So waren zu jener Zeit die Pestalozzi'schen Zöglinge großentheils. Ich ließ mich jedoch durch das Alles nicht einschüchtern, sondern rügte mit folgegerechter Strenge jede Übertretung der von mir zusammengestellten und von meinen Mitarbeitern gebilligten Vorschriften für die Zöglinge der Anstalt. Endlich, wie gesagt, kam Gesetzlichkeit und Ordnung in die Wüstenei dieses Erziehungshauses. Da kehrte Pestalozzi, hoch erfreut, in dasselbe wieder zurück. Ach, wäre er doch noch immer auf der Höhe des Jura geblieben! — Wenn nun Pestalozzi auf Schmidt's Antrieb sich mit der Bitte an die Municipalität wandte: »nach seinem Tode demselben und mir zur Fortsetzung seiner Anstalt das Schloß zu überlassen,« eine Bitte, welche Gewährung fand, so glaube

man ja nicht, als wäre es dem Schmidt mit der Verbindung mit mir Ernst gewesen; er benutzte mich nur als Mittel zu seinem Zwecke. Wohl wissend, daß man nur mit Mißtrauen auf ihn sah und ihm allein die Nutznießung des Schlosses nicht überlassen würde, mußte Pestalozzi mich als Schmidt's Bundesgenossen in seine Vorstellung mit aufnehmen.

Ferner, damit die Anstalt künftig wieder einen Pestalozzi zum Mitvorstande habe, so bewirkte Schmidt, daß dessen Enkel, mit Vornamen Gottlieb, welcher als Lohgerbergesell auf der Wanderschaft begriffen war, nach Yverdun berufen wurde. Er kam, und trat mit dem kindlich harmlosen Ausruf: »Großvater, ich will werden, was Du bist!« bei Pestalozzi ein. Und Herr Gottlieb ward sogleich in den Klassen als Lehrer und Aufseher vorgestellt. In der That mußte er, wie sehr es ihm auch selbst an wissenschaftlichen Kenntnissen fehlte, Lehrstunden übernehmen. »Mit einem Lehrbuche in der Hand«, entgegnete mir Pestalozzi, »kann ein Jeder unterrichten.« Besonders nachtheilig auf die Anstalt wirkte dieser Lohgerbergesell durch seine übermüthige und rohe Behandlung der Zöglinge. Die Berufung dieses jungen Mannes zur Theilnahme an dem Pestalozzi'schen Erziehungswerke hatte auch wohl noch einen andern, bis dahin geheim gehaltenen Grund. Schmidt hatte nämlich auch seine Schwester, welche, wenn ich nicht irre, in Bregenz lebte, als Vorsteherin der erst begründeten Armen-Anstalt in einem Dorfe bei Yverdun berufen. Pestalozzi hielt viel auf diese beginnende Anstalt und schmeichelte sich mit den großartigsten Unterstützungen von Seiten Englands. Jungfer Schmidt ward nachmals, wie ich gehört habe, des Herrn Gottlieb Pestalozzi Ehefrau.

Bei der Menge von Freunden des Erziehungswesens, welche Pestalozzi's Ruf um denselben versammelte, fanden sich immer Persönlichkeiten, die durch eigenthümliche Gewohnheiten und Sonderbarkeiten die Augen Anderer auf sich zogen. So war ein Lehrer in der Anstalt, welcher, bloß mit Schuhwerk und Beinkleid angethan, den Kopf eine Zeit lang unter den Wasserstrahl der Plumpe brachte und dann plötzlich aufsprang und mit vorgestrecktem Halse und triefenden Haaren wie ein Wahnsinniger

die Schloßtreppe hinunterlief, über die Straße hinweg in den Lindengang am See, wo er so lange auf- und ablief, bis die Haare trocken waren. Die Yverduner, an dergleichen Erscheinungen gewöhnt, achteten wenig darauf und gaben dem, der da fragte: wer jener sonderbare Läufer sei? achselzuckend zur Antwort: »**C'est un fou du château** (es ist ein Narr vom Schlosse.)«

Mittlerweile ging Schmidt darauf aus, meinen Einfluß auf die Anstalt immer mehr zu schwächen und meiner los zu werden. Zu dem Ende mußte der alte Pestalozzi die Morgen-Andachten, welche ich seither allein abgehalten hatte, wieder selber übernehmen. Was waren das aber großentheils für Andachtsstunden! Pestalozzi in der nachlässigsten Bekleidung, lunschte in Schlapp-Pantoffeln im Betsaale auf und ab, die Vorfälle des Tages gewöhnlich zum Gegenstande seiner Ansprache machend, wobei er es an Schimpfwörtern und furchtbaren Drohungen nicht fehlen ließ, so daß nach Beendigung der sogenannten Betstunde Lehrer und Schüler nicht Andacht, wohl aber das Gefühl der Empörung im Herzen mit forttrugen. Einen andern Mißgriff ließ sich Pestalozzi dadurch zu Schulden kommen, daß er fast täglich Abtheilungen von Schülern zu sich kommen ließ, um ihnen, wie es hieß, väterlich an's Herz zu legen, wie sie sich in ihrer Stellung zur Anstalt zu verhalten hätten. Das war es aber nicht, was Pestalozzi bezweckte. Seine eigentliche Absicht war, die Kinder über ihre Lehrer auszufragen. Das nahmen Jene bald wahr und es fehlte nicht an Beschwerden und Anklagen. Die Folge davon war, daß die Zöglinge gegen ihre Lehrer mißtrauisch und nur übermüthiger und frecher wurden. — Auch meiner Frau ward zur Unzufriedenheit Grund gegeben. Sie bezog nämlich ihre Lebensmittel vertragsmäßig von der Anstalt. Es wurden dieselben mit der Zeit immer spärlicher und schlechter verabreicht. Ihre Beschwerden darüber gegen mich führten unangenehme Nachfragen und Zerwürfniß herbei. — Unter dem Einflusse aller dieser Erscheinungen wurde ich verstimmt und sehnte mich nach der Auflösung meiner diesfallsigen Verhältnisse. Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Pestalozzi nämlich schrieb mir einen sehr beleidigenden Brief, worin er mich mit den englischen Fabrikarbeitern verglich, welche mehr Lohn und weniger Arbeit haben wollten.

In meiner Antwort darauf wies ich ihn namentlich auf die schreienden Mißbräuche in seiner Anstalt hin, auf deren Entfernung er nur bedacht sein solle; dann würde er die Auflösung seines Erziehungshauses nicht zu besorgen haben. Ich betrat dasselbe nun nicht wieder. Diesen meinen Brief, der allerdings Beschuldigungen enthielt, z. B. die Unterschlagung von Briefen, die nicht wohl mit Stillschweigen hingenommen werden konnten, ohne dadurch das Vorhandensein der gerügten Mängel zuzugeben, ließ Schmidt in das Französische übersetzen und gründete darauf eine gerichtliche Klage gegen mich. Unsere Rechtsanwalte jedoch wußten dieselbe beizulegen.

Werfe ich nun noch einen Blick auf Pestalozzi's Persönlichkeit, so kann ich nicht in die schwärmerische Lobhudelei derer einstimmen, welche diesen Mann als unerreichbares Musterbild auf dem Gebiete der Sittlichkeit der Welt vor die Augen gestellt haben. Es mag sein, daß er, ehe er unter J. Schmidt's Vormundschaft kam, ein anderer Pestalozzi war, als zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist. Damals liebte er, um das Gesagte durch Hinweisung auf Thatsachen zu erhärten, Zuträgerei und Klatscherei. Daher konnte er stundenlang in dem Wohnzimmer der alten Wirthschafterin zubringen, die immer eine Menge Schloß- und Stadtneuigkeiten an der Hand hatte. Gegen seine Lehrer war er nicht aufrichtig; er schmeichelte selbst dem Unwürdigen, wenn dadurch seinen Feinden Nachtheil und für ihn Vortheil erwuchs. Er war nicht frei von täuschenden Truggeweben. Das liegt in seinen vieljährigen Streitigkeiten mit Niederer und Crüsi am Tage. Außerdem stellte er sich der J. Schmidt'schen Handlungsweise, die sich vor dem Richterstuhl der christlichen Sittenlehre nicht immer rechtfertigen läßt, nicht nur nicht entgegen, sondern begünstigte sie selbst, wie unzweifelhaft aus folgender Thatsache hervorgeht. J. Schmidt war in den Besitz eines Briefs von Fellenberg an Einen seiner im Schlosse lebenden Aufpasser und Zuträger gekommen. Er sagte in Beziehung auf diesen: »Seine Excellenz der Herr St.... ist denn doch nicht so vorsichtig, wie man von einem Diplomaten erwarten sollte; er habe noch acht andere Briefe gelesen rc.« — Auf meine Äußerung,

daß wichtige Folgen zu besorgen sein möchten, wenn man dem verschwundenen Briefe auf die Spur käme, warf Pestalozzi leichtfertig hin: »man sagt, er sei gefunden worden!« Das von Pestalozzi zu hören, machte mich ganz wirr und irre. (*)

Ich war nun amt- und brodtlos. Zwar beabsichtigte ich, eine kleine Schaar von Zöglingen und Schülern um mich zu versammeln; dies wurde mir aber auf Pestalozzi's Klagegeschrei vor dem Landammann von diesem untersagt. Damit begann für mich eine Reihe höchst sorgen- und bedrängnißvoller Tage, wozu J. Schmidt und sein Anhang in der Stadt beitrugen. Man hatte ausgesprengt, daß ich nächstens durch die Gensd'armerie über die Grenze des Kantons gebracht werden würde. Kein Bäcker, kein Fleischer, kein Kaufmann ließ ohne Baarzahlung mir eine Waare zukommen, und ich dachte in der That schon daran, mein Bündel auf den Rücken zu nehmen und in die Welt zu gehen, um mir ein Unterkommen, wenn auch nur als Dorfschulmeister, zu suchen. Das waren jedoch nicht Gottes Wege.

XII. Capitel.

Aufenthalt in Vevay.

Ich hatte in Vevay einflußreiche Freunde. Diese machten mir den Vorschlag, mich dahin überzusiedeln und eine Erziehungs-Anstalt für Knaben anzulegen. Zu dem Ende miethete ich mir vor dem Thore der Stadt ein neues, schönes Landhaus, von Weinbergen, Wiesen und Gärten umgeben. Die Lage war überaus reizend. Der Blick beherrschte die ganze Breite des nur **100** Schritte vom Hause entfernten Genfersees, der jenseits von den Savoyischen Gebirgen begrenzt wird, und über welche das Schneehaupt des **Mont-blanc** sich erhebt. Auf der rechten Seite zog sich am See entlang die Stadt hin; links und im Rücken erhoben sich grüne Alpenfelder, mit Dörfern, Sennen, Heerden und verfallenen Burgen übersäet. Bald hatte ich — Dank sei es den

*) Das hier Gesagte kann durch mein damals geführtes Tagebuch nachgewiesen werden.

Verwendungen meiner Freunde — Schüler und Zöglinge in meinem Hause. Die Anstalt war gegründet. Viel Sorge und Kosten machte mir die Herbeischaffung der nöthigen Lehrkräfte. Zu den Lehrern aus der deutschen Schweiz hatte ich kein rechtes Vertrauen, so daß ich die Hauptlehrer meistentheils aus Nord-Deutschland zu mir berief. Diese aber kamen, wie die Erfahrung mich lehrte, nicht sowohl des Lehrberufes wegen, als vielmehr wegen der reizenden Schweiz, wohin sie auf fremde Unkosten gelangen konnten. Der Unterricht in der Anstalt war schwierig, da der Lehrer deutsche, französische, spanische, englische und russische Knaben in einer Klasse vor sich hatte; er mußte bald deutsch, bald französisch sprechen. — Unter meinen Zöglingen, welche sich zwischen 20 und 30 hielten, waren mir besonders zwei ihrer früh erlebten Schicksale wegen merkwürdig geworden. Der Eine war der Sohn eines Großhändlers in Lissabon, dessen Gattin getrennt von ihm mit ihren Kindern in Vevay lebte. Auf ihrer Reise nach der Schweiz ward das Schiff, auf welchem sie sich befand, vom Sturm an die afrikanische Küste verschlagen. Während der lang dauernden Ausbesserung des gescheiterten Schiffes bezog sie eine Wohnung bei Tanger. Eines Tages sitzt sie bei ihrer Arbeit im Garten, ihr jüngster Sohn, Alphons, 5 bis 6 Jahre alt, spielt nicht weit von ihr im Grase. Da stürzt plötzlich ein Neger herbei, ergreift den Knaben, wirft ihn auf die Schulter und läuft mit ihm davon. Auf das Angstgeschrei der Mutter kommen zwar Leute herbei, die dem Räuber nachsetzen, verlieren jedoch seine Spur und kehren ohne Erfolg zur Mutter wieder zurück. Alle Nachforschungen derselben nach dem Verbleib ihres Kindes blieben fruchtlos. Den Nachforschungen des portugiesischen Konsuls gelingt es aber endlich, den geraubten Knaben in der Hütte eines Negers zu entdecken. Gegen Erlegung eines bedeutenden Lösegeldes erhielt die glückliche Mutter ihr Kind wieder, das der Neger auf dem nächsten Menschenmarkte zum Verkauf hatte ausstellen wollen.

Ein anderer Knabe, Namens Jüles Martinengo, wurde mir von einem russischen Beamten, der in Spanien für die Kaiserliche Krone Widder aufgekauft hatte, zur Erziehung übergeben. Ich erfuhr über diesen damals 8-jährigen Knaben nichts weiter

als seinen Namen; über seine Herkunft und frühere Erziehung lag ein geheimnißvolles Dunkel. Zur Berichtigung für Jüles Martinengo's erforderlichen Auslagen wurde ich an ein Handelshaus in Genf gewiesen, welches stets pünktlich Zahlung leistete. Der Knabe war ein gar schönes und liebes Kind; es schmiegte sich mir und den Meinigen mit zärtlicher Anhänglichkeit an; von seinen Eltern wußte er nichts zu sagen; er hatte weder Vater, noch Mutter kennen gelernt und war bald an diesen, bald an jenen Ort gebracht worden, bis er als ein 7=jähriges Kind ohne leitenden Begleiter, wie eine Waare von Odessa aus von Schiff zu Schiff übergeben, nach Marseille gebracht wurde, von wo aus er zu mir nach Vevay kam. Der arme Junge konnte fast keine Sprache sprechen; er wußte nur etwas russisch, etwas italienisch und etwas französisch. Bei unserer Liebe zu diesem Kinde that es uns sehr wehe, als ein Brief des Genfer Handelshauses anlangte, der mich benachrichtigte, daß Jüles Martinengo aus Irrthum zu mir gekommen sei und einem Erziehungshause in Genf übergeben werden solle. Mit nassen Augen trennten wir uns. — Schon war ich in die Heimath zurückgekehrt, als ich zu meiner großen Überraschung in der »Magdeburger Zeitung« las: »daß man einen Zögling in Genf, Namens Jüles Martinengo, bei Tage und auf offener Straße überfallen, ihn in einen verschlossenen Wagen geworfen habe und mit ihm davongeeilt sei. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib seien erfolglos geblieben.« Eine geraume Zeit darnach begegnete mir Jüles Martinengo abermals in der »Magdeburgischen Zeitung«, worin es hieß, daß derselbe in einem italienischen Kloster aufgefunden, aber nicht wieder herausgegeben worden sei. Man sieht, wie viel den römischen Mönchen an der Habwerdung und dem Besitz dieses Knaben gelegen gewesen sein muß. Wer weiß, in welchen Verhältnissen er gegenwärtig wirket; man meinte, er sei fürstlichen Blutes.

Die Zöglinge meiner Anstalt gehörten reichen Eltern an, daher sie mir bei den Auslagen für ihre Kinder nie etwas in den Weg legten, sondern mich ganz uneingeschränkt verfahren ließen. Daher unternahm ich mit Lehrern und Zöglingen manche kostspielige Fußreise. Die anziehendste war eine Wanderung durch das liebliche

Chamounithal nach dem Kloster auf dem St. Bernhard. Es dunkelte schon, als wir eines Sonnabends daselbst ankamen. Ein Klosterbruder empfing uns auf das Freundlichste und führte uns in einen Saal, wo eine große Anzahl Reisender beim Abendessen saß. Nach aufgehobener Tafel wurde auch für uns aufgetragen, und ein Klosterbruder setzte sich zur Unterhaltung an meine Seite. Nachdem wir es uns hatten trefflich schmecken lassen, führte man uns auf meine Bitte zur nächtlichen Ruhe. Ich hatte nichts anderes als eine große Streu von Stroh als Schlafstätle erwartet, aber es erhielt ein Jeder von uns ein Bett in einer Reihe offen stehender Zimmer. Den Morgen darauf sahen wir die Aussendung der großen Doggen mit an, welche abgerichtet waren, im Schneegestöber ermattete oder verunglückte Wanderer aufzusuchen und von dem etwaigen Funde im Kloster Nachricht zu geben. Bei unserer Abreise von dem St. Bernhard fragte ich nach dem Betrage unserer Rechnung, erhielt aber zur Antwort, daß den Reisenden alle Bedürfnisse unentgeldlich gereicht würden; wolle ich jedoch ein Übriges thun, so stände in der Kapelle zur Empfangnahme einer willkürlichen Gabe der Gotteskasten da. Wer sollte nicht mit Freudigkeit ein Opfer der Erkenntlichkeit für die vielen menschenfreundlichen Einrichtungen dieses Klosters einlegen. Denn man findet hier auch einen Krankensaal, Arznei-Sammlungen, eine Bibliothek, Lesezimmer und andere nützliche Einrichtungen. Mit erfreulichen Erinnerungen kehrten wir über Genf nach Vevay zurück. — Schulen und Erziehungs-Anstalten sollten es an Fußwanderungen nicht fehlen lassen. Es ist dies kein Nachtheil für die auszubildende Jugend; im Gegentheil, sie lernt auf solchen Reisen gar Manches, was die Schule nicht lehrt, noch lehren kann, aber für Haltung und Bewegung in dem öffentlichen Leben doch sehr dienlich ist. Der ehrwürdige Salzmann brachte gern seine Zöglinge auf die Beine. Sie machten selbst weite Reisen unter Führung ihrer Lehrer. Selbst die kleinern Zöglinge wurden mitgenommen; wurden sie matt und konnten sie nicht weiter fort, so hatten die Größern bald aus Baumzweigen eine Sänfte zusammengeflochten und trugen die Müden unter Scherz und fröhlicher Laune abwechselnd von Ort zu Ort. Es war doch eine wackere, kräftige Jugend, die Schnepfenthalsche, gesund an Leib und Seele.

Mit der Zeit traten Verhältnisse und Umstände ein, welche mich zu dem Entschlusse brachten, die Schweiz zu verlassen. Ich fand, daß meine Anstalt auf keinem festen Boden stand; auch war mir das harte Verfahren der Kantons-Regierung gegen heruntergekommene Ausländer, die sie rücksichtslos in ihre Heimath zurückwies und über die Grenze bringen ließ, im äußersten Wechselfalle, abschreckend vor Augen. Dazu kam, daß meine betagten Eltern sehnlichst meine Rückkehr wünschten und die Aussichten auf anderweite Versorgung günstig für mich erschienen. Meine Tage in Vevay wurden mir vielfach getrübt, theils von einigen Müttern meiner Zöglinge, deren anmaßenden Eingriffen in den Erziehungs- und Unterrichtsplan ich mich standhaft widersetzte; ganz besonders aber von dem ersten Lehrer der Anstalt. Dieser war mir in Yverdun freundschaftlichst zugethan; ich schätzte ihn hoch und liebte ihn, so daß ich ihm antrug, zur Anlegung und Fortführung der in Aussicht stehenden Erziehungs-Anstalt zu gleichen Verbindlichkeiten, Rechten und Vortheilen sich mit mir zu vereinigen. Er nahm jedoch mein Anerbieten nicht an. Da er aber in der Folge sah, daß die Anstalt gegründet war und erwünschten Fortgang hatte, so erbot er sich, in meinen frühern Vorschlag einzugehen. Doch nun hatte ich Gründe, mich dazu nicht bereitwillig finden zu lassen. Damit zerriß aber das Band der Freundschaft, und ich machte die bittere Erfahrung, daß ich eine Schlange an meinem Busen gehegt hatte. Denn der ehemalige Freund suchte nun alle erdenkliche Wege auf, um mir und meinem Werke zu schaden. Ich entließ ihn, und er verließ zu meiner Beruhigung Vevay. —

Ehe auch ich von hier scheide, muß ich noch erwähnen, daß ich als ordinirter Geistlicher in mein Vaterland zurückzukehren wünschte. Ich suchte zu dem Ende bei dem Kirchenrathe zu Aarau die geistliche Weihe nach; sie ward mir nach bestandener philosophischer und theologischer Prüfung mit der Einschränkung ertheilt, daß mir die erlangte Weihe kein Anrecht auf eine pfarramtliche Versorgung im Kanton gebe. Die Doctor-Urkunde hatte ich auf mein Ansuchen schon früher von der philosophischen Fakultät der Leipziger Universität erhalten.

XIII. Capitel.

Rückkehr in's Vaterland.

Es lagen Gründe vor, welche es rathsam machten, meine Frau nicht gleich mit mir in die Heimath zurückzuführen, sondern sie noch eine Zeit lang mit dem kleinsten Kinde in der Schweiz zurückzulassen, welche ich in Begleitung meiner Schwester und 3 Kindern mit eigenem Gespann im Herbst 1821 verließ. Wohlbehalten kamen wir bei den Eltern in Gübs an, und wurden mit offenen Armen empfangen. Es ist mir kein Winter so genußreich hingegangen, als hier im elterlichen Hause und in der Umgebung lieber Freunde in den benachbarten Ortschaften. Auch fand ich in Berlin, wo ich mich dem Königlichen Ministerium der geistlichen und Schul-Angelegenheiten mit der Bitte um Versorgung vorstellte, günstige Aufnahme, und Herr v. Nicolowius sagte mir sogar, ich käme wie vom Himmel gesendet. Kurze Zeit darauf, nachdem ich die Bearbeitung einer vom Königlichen Ministerium der geistlichen 2c. Angelegenheiten mir gegebenen Aufgabe über die zweckmäßigste Bildung von Elementar-Lehrern eingereicht hatte, fragte die Königliche Regierung zu Magdeburg auf Veranlassung des hohen Ministeriums bei mir an: »ob ich geneigt sei, die Stelle eines Inspectors des Magdeburgischen Schullehrer-Seminars anzunehmen.« Ungefähr um dieselbe Zeit erfuhr ich in der Loge zu Burg, daß der Superintendent Blühdorn die erste Pfarrstelle an der Liebfrauen-Kirche verlassen und als geistlicher Rath einem Rufe nach Zerbst folgen werde. Ich solle mich doch, rieth man mir, zu der einträglichen, bald zu erledigenden Stelle bei dem Magistrate, dem Patron, melden. Es geschah, und nach abgehaltener Probepredigt wurde ich als Oberprediger an die Liebfrauen-Kirche zu Burg berufen. Ich hatte nun die Wahl zwischen zwei Stellen. Ich entschied mich in Berücksichtigung meiner stark anwachsenden Familie für Burg, welches mir weit mehr Einkünfte als Magdeburg bot. Ich wurde daselbst am 21. Juli 1822 in mein Pfarramt eingeführt.

XIV. Capitel.

Aufenthalt in Burg.

Meine amtliche Stellung brachte die Verpflichtung mit sich, zum Eintritt in die Mitgliedschaft der städtischen Schul-Deputation und der Beaufsichtigung der Schulen.

Das Burgsche Schulwesen lag damals im Argen. Es ermangelte aller zusammenhangenden Folge und Einheit; jeder Lehrer verfuhr nach seinem eigenen Kopfe. Dazu gab es eine Menge Privatschulen, denen zum Theil selbst Frauen vorstanden. Den fortgesetzten Bemühungen der städtischen Schulbehörde, von der Königlichen Regierung kräftig unterstützt, gelang es jedoch, mit der Zeit Licht und Ordnung in das in Rede stehende Schul-Chaos zu bringen. Gegenwärtig haben die Burgschen Schulen eine sehr achtungswerthe Stellung eingenommen. Burg hat eine Realschule, eine Bürgerschule für Knaben, eine Knaben-Volksschule, eine Schule für Bürgertöchter, eine Mädchen-Volksschule, eine Abend- oder vielmehr Spätnachmittagsschule für Kinder, welche den Tag über in den Fabriken beschäftigt sind, und eine Kleinkinder-Bewahr-Anstalt. Zu bedauern ist aber, daß die Realschule, an welcher treffliche Lehrkräfte mit ausdauernder Anstrengung arbeiten, das ihr gesteckte Ziel nur unvollkommen erreichen kann, weil nur wenige Eltern ihre Kinder bis dahin fortgehen lassen, sondern sie schon nach zurückgelegtem 14ten und 15ten Jahre der Schule entziehen, um sie in ihrem Geschäft zu gebrauchen, oder anderweitig im öffentlichen Verkehr unterzubringen, meinend, sie selber hätten nicht einmal die Schulkenntnisse ihrer Kinder gehabt und doch etwas vor sich gebracht. Als ob man nur des Berufsgeschäftes wegen lernen müsse! —

Bald nach meinem Amts-Antritte in Burg legte ich, da die Stadtschule nicht hoch genug stand, für die Kinder, welche eine gelehrte Laufbahn einschlagen sollten, eine Privat-Anstalt in meinem Hause an, welche das Unterrichtsziel verfolgte, die Schüler bis zur Aufnahme in die 3te Klasse eines preußischen Gymnasiums vorzubereiten. Daß dieses Ziel erreicht wurde, haben mehre Erfahrungen gelehrt. Die Anstalt hat nahe an 20 Jahre bestanden;

da löste ich sie in Folge verderblicher Umtriebe eines räudigen Schaafes meiner Zöglinge auf.

Als Superintendent hatte ich vielfache Gelegenheit, auch in den Dorfschulen des mir anvertrauten Aufsichtskreises mich umzusehen. Werfe ich nun einen Rückblick auf alle diese Schul-Anstalten, so bemerke ich mit Befremden und Bedauern, in denselben größtentheils noch so viel unpestalozzisches Wesen angetroffen zu haben, ungeachtet schon seit mehr als 50 Jahren so viel über Pestalozzi'sche Methode geschrieben und gesprochen worden ist. Es fehlte der Unterrichtsweise meistentheils an dem geistweckenden und lebendigmachenden Antriebe. Das stellte sich besonders dar in dem Unterrichte der Muttersprache; da hörte man die Kinder stundenlang ein einzelnes Wort außer allem Zusammenhange mit anderen decliniren und conjugiren, so wie sie auch die Präpositionen hersagen mußten. So selbst auf dem Lande. Welch ein Unsinn! Was hatten die Kinder, wenn ihnen endlich auch alle deutsche Sprachformen und die Regeln der Grammatik in das Gedächtniß eingetrieben worden waren, nun geistig und wissenschaftlich gewonnen? Sie vermochten ihre inneren Anschauungen gleichwohl weder in deutlichem Wortausdruck Anderen mitzutheilen, noch die gewöhnlichen grammatischen Fehler zu vermeiden. Was sollte auch der künftige Ackerknecht und Arbeitsmann mit seinem Nominativ, Genitiv u. s. w. im Kopfe beginnen? Es ist mir der Mann, welcher auch mir und mich u. dergl. verwechselt, sonst aber seine inneren Anschauungen klar und deutlich Andern mitzutheilen weiß, lieber, als der, welcher nach der rechten Bezeichnung seiner Gedanken durch Worte hin- und hertappt und dieselbe nicht finden kann.

Jene wahrgenommene Verkehrtheit im Unterrichte der Muttersprache veranlaßte mich zur Ausarbeitung und Herausgabe meiner »Sprech- und Sprachschule«, welche in Kurzem in der vierten Auflage erscheinen dürfte; sie ist in den kritischen Blättern günstig beurtheilt worden; auch hat das Königliche Schul-Collegium für die Provinz Brandenburg, so wie das hohe Ministerium der geistlichen und Schul-Angelegenheiten es den Elementarschulen empfohlen. Gleichwohl ist es bisher nicht so heimisch in den Schulen geworden, als ich es der guten Sache wegen wünsche. Der Grund

davon mag großentheils wohl in der Schwierigkeit liegen, mit welcher der angedeutete Weg zu verfolgen ist. Es ist freilich leichter, die Declinations- und Conjugationsformen, die Präpositionen und Regeln der Grammatik auswendig lernen und hersagen zu lassen, als durch das lebendige Wort den schlummernden Gedanken zu wecken, zu entbinden und in vielseitigen Verkehr und Umlauf zu setzen. —

Die »Sprech- und Sprachschule« setzt den Unterricht, den ungesucht das Leben dem Kinde giebt, fort, sorgt also vor allen Dingen für Wortreichthum und dadurch für Erweiterung des innern Anschauungskreises. Das elterliche Haus und die gewöhnlichen Umgebungen des Kindes reichen dafür nicht aus; denn der Sprachkreis ist hier oft ein sehr beschränkter, so daß viele Sprachausdrücke, die der gebildeten Gesellschaft angehören, nie zu des Kindes Ohren kommen. Überhaupt sollte dem Unterrichte in der Muttersprache mehr Zeit in der Schule gewidmet werden. Dr. Tafel, der Berichterstatter der Sprach-Lehrmethoden von Hamilton und Jacotot, will, daß in der Realschule die Sprachstudien, wie in der philologischen, die Hälfte der Schulstunden einnehmen sollen. Die »Sprech- und Sprachschule« führt das Kind gleich von vorn herein in die lebendige Sprachwelt und tummelt es, in bewußtvoller Selbstthätigkeit es erhaltend, vielseitig in derselben umher. Sie nimmt z. B. aus dem Anschauungskreise des Kindes ein beliebiges Wort, läßt dessen bekannte Bedeutung in einem verständlichen Satze erscheinen und von den Kindern ähnliche Sätze bilden. Dann geht sie weiter, verbindet das Leitwort mit andern, wodurch seine vorher erkannte Bedeutung eine andere wird und läßt es in dieser Bedeutung von den Kindern in selbst gemachten Sätzen wiedererscheinen. Eben so geschieht es mit den abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern. Daß auf diese Weise den Kindern ein großer Wortvorrath müsse vorgeführt und ein vielseitiger Gedankenverkehr lebendig werden, daran möchte wohl Niemand zweifeln. — Dem Lehrer in der Dorfschule steht beim Unterrichte in der Muttersprache in der Unbekanntschaft der Kinder mit der Bedeutung des hochdeutschen Sprachausdrucks ein schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegen. Bei einem Schulbesuche auf dem Lande ließ ich die

Kleinen einzelne Wörter von der Wandtafel ablesen, woran ich Sprechübungen knüpfte. Bei dem Worte Maus angekommen, frage ich einen der Knaben: »Hast du schon einmal eine Maus gesehen?« »Ne« — war die Antwort. Der Lehrer bemerkte meine Verwunderung darüber und brach in die Worte aus: »Du Junge hast noch kene Mus gesehen?« »Joa«, antwortete dieser, »de fret Speck, aberst de Katte must se.« — Gewiß ist es nicht immer Unaufmerksamkeit, wenn das Kind über das, was der Lehrer eben gelehrt hat, keine genügende Auskunft geben kann; vielmals liegt der Grund lediglich in deren Spracharmuth.

Ist nun dieses erste Ziel des Sprach-Unterrichts erreicht, dann mag die Grammatik eintreten, aber nicht nach der alten, geistlähmenden Weise, sondern aus dem Lesebuch in gemeinsamer Thätigkeit mit den Kindern sich herausarbeitend, so daß der Lehrer bei einem in sich abgeschlossenen Satzgefüge stehen bleibt, die einzelnen Sätze anschauen, logisch ordnen und mit den angemessenen Ruhezeichen versehen läßt. Dann geht er auf die grammatische Bedeutung, Benennung und Stellung der einzelnen Wörter ein und läßt sie in ihre bezüglichen Klassen vertheilen. Ob hierbei lateinische oder deutsche Benennungen gebraucht werden, darauf kommt nicht viel an. Will der Lehrer an das Decliniren gehen, so läßt er in leicht verständlichen Sätzen das gewählte Hauptwort in allen Casusverhältnissen erscheinen, macht die Schüler auf die Bedeutung des Casusverhältnisses aufmerksam und fordert sie zu Nachbildungen in selbst zu bildenden Sätzen auf. Ähnlicher Weise wird mit der Conjugation verfahren u. s. w. — Daß sich hierbei vielfache Gelegenheit darbietet, auch die Rechtschreibung zu üben, liegt auf der Hand. Was diesen Unterrichtszweig betrifft, so bemerke ich, daß bei meinen Schulbesuchen in den Heften der Kinder Dictirübungen vorkamen, in denen man zwar die verbessernde Hand des Lehrers wahrnahm, aber nicht die des Schülers. Dergleichen Verbesserungen sind von keinem oder nur geringem Erfolg. Denn die meisten Kinder gehen über die Verbesserungen des Lehrers flüchtig hinweg; daher dieselben Fehler immer wieder vorkommen. Ich fand aber auch Hefte, in welchen das vom Lehrer verbesserte Wort mehrmals hinter einander von dem Schüler

niedergeschrieben war. Gewiß ein sehr zweckdienliches Verfahren. — Ich habe immer gefunden, daß sich zur Erzielung der Rechtschreibung nichts mehr empfiehlt, als fleißiges Abschreiben aus dem Schullesebuche und lautes Buchstabiren. Dadurch prägt sich das Wortbild tief der innern Anschauung ein. Orthographische Regeln reichen nicht aus, ja sie verleiten sogar zu Fehlern. Das Kind verfährt z. B. ganz regelrecht, wenn es das Wort »Geschäft« mit einem doppelten f schreibt, obgleich der Lehrer es als Fehler anzeichnet. Ebenso ist es mit dem Worte »Henker«, wenn der Schüler es ganz regelrecht mit ä, statt e schreibt. So ließen sich noch viele andere Fälle angeben. Der Schreibgebrauch steht vielmals der Anwendung der Regel entgegen. Darum lasse man viel buchstabiren und abschreiben, wobei der Lehrer sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen muß, die Abschrift durchzusehen und den Schreiber anzuhalten, das Unrichtige zu verbessern. — Auch kann ich zur Beförderung der Rechtschreibung nicht gut heißen, wenn der Lehrer etwas an die Wandtafel schreibt, wobei er darauf ausgeht, eine Menge orthographischer Fehler anzubringen, um dieselben darnach durch die Schüler aufsuchen und verbessern zu lassen. Sind diese aber so weit vorgerückt, daß sie der Anforderung des Lehrers genügen können, so ist die Darlegung der fehlerhaften Schrift unnütz und nur zeitraubend. Sind die Kinder aber nicht so weit vorgerückt, um das Fehlerhafte zu erkennen, so prägt sich das scharf angeschaute, falsche Wortbild der geistigen Anschauung viel tiefer ein, als das verbesserte, so daß es leicht zu Fehlern verleitet. — Man wolle das Richtige nicht durch Falsches lehren. —

Auch im Unterrichte der Erdbeschreibung begegnete mir gar Manches, das ich nicht billigen kann. Manche Lehrer behandelten diesen Unterrichtszweig vor Anfängern gerade so, wie man ihn den Schülern der obersten Ordnung zu geben pflegt. Man ging viel zu weit in das Einzelne ein. Andere wieder trieben gleich von vorn herein nur politische Erdbeschreibung und ließen die natürliche, die Betrachtung der Erdoberfläche nach Höhe und Tiefe, die Flußgebiete und Beckenlehre ganz unbeachtet. Ich traf auf Schüler, welche die Größe von Ländern und Provinzen nach

□Meilen angaben, ohne jedoch zu wissen, was eine □Meile sei. In manchen Schulklassen lagen dem Unterrichte weder Globus noch Landkarten zu Grunde. Mancher Lehrer führte seine Kleinen sogar am Himmelsgewölbe umher, wobei ich einmal hörte, daß die Sonne im Sommer der Erde näher stehe, als im Winter, daher sei es in jener Jahreszeit wärmer als in dieser (sic!).

Soll der Unterricht in der Erdbeschreibung ersprießlich sein, so muß er für die Volksschule, nach meiner Ansicht, in drei Anschauungskreise vertheilt werden, so daß der erstere nur die Hauptländer, Hauptgebirge, Hauptgewässer und Hauptstädte enthält. Ähnlicher Weise werden die Erdtheile, so wie auch die Meeresfläche angeschaut. Die beiden folgenden Anschauungskreise, den ersten zu Grunde legend, gehen immer tiefer in das Einzelne ein. Darnach umkreiset der Schüler in immer erweiterten Anschauungen dreimal die Erde. Ausführlicheres darüber findet sich in meinem »Leit- und Erinnerungsbuche bei dem Unterrichte in der Erdbeschreibung für Lehrer und Schüler.«

Was die sogenannten unmittelbaren Denkübungen betrifft, so nahm ich in den meiner Aufsicht unterstellten Schulen bald wahr, daß die Denkkraft der Kinder dadurch wenig oder gar nicht angeregt und gestärkt werden konnte. Der Lehrer knüpfte diese Übungen an allerlei sinnliche Wahrnehmungen, fragte nach den Bestandtheilen, der Größe, der Richtung, dem Zweck u. s. w. des vorliegenden Gegenstandes, so daß die Erfahrung und Anschauung den Kindern die Antwort in den Mund legte. Zur Auffindung neuer, oder Klarmachung dunkler Vorstellungen, also zu wirklicher Gedanken-Verarbeitung wurden sie dadurch nicht veranlaßt. Das stellte sich auch deutlich heraus, sobald es sich um die Entwickelung eines reinen Begriffes handelte. Da zeigte sich in ihrem Denken auffallende Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit. Aus der Anknüpfung und Fortleitung des Gedankens an sinnliche Gegenstände mag es sich auch erklären lassen, daß ausgezeichnete Mathematiker auf dem Gebiete rein philosophischer Anschauungen in der Regel unsicher und unbeholfen sich bewegen. Der große Denker Kant zieht überhaupt den Gewinn des mathematischen Wissens für das Denkleben in Zweifel. Denn er läßt die Möglichkeit zu,

daß die Zahl und Meßlehre als Exponent der irdischen Zeit und Anschauung hinter dem Leben keine Wahrheit mehr habe, indeß er diese Möglichkeit von den Ideen der Vernunft nirgends annimmt.

Die sogenannten unmittelbaren Denkübungen sollte man in dem Lehrstundenplane ganz und gar streichen. Denn meistentheils arten sie nur in ein seichtes, nutzloses Gerede aus. Übrigens bietet jede Lehrstunde unter Leitung des tüchtigen Lehrers Gelegenheit zu Denkübungen genug dar. Will man denn aber diese Übungen in dem Stundenplan durchaus beibehalten, so knüpfe man sie wenigstens nicht an sinnliche Wahrnehmungen, sondern an reine Vernunftbegriffe, z. B. Liebe, Hoffnung, Demuth rc.

Recht schmerzlich wurde ich bei meinen Schulbesuchen oft von den Religionsstunden berührt. Fast überall nahm ich wahr, daß der Lehrer eine solche Stunde ganz wie eine andere Lehrstunde ansah; da war auch keine Spur von frommer Erhebung weder an dem Lehrer, noch dessen Schülern zu bemerken. Der vorliegende Religionssatz wurde katechetisch bis in seine einfachsten Bestandtheile zerfasert, wobei es nicht an Zornstampfen mit den Füßen, an Scheltworten und selbst handgreiflichen Zurechtweisungen fehlte.

Auch traf ich Lehrer an, insonderheit jüngere, welche leichtfertig die Religion ihren Vernünfteleien unterwarfen und das Göttliche und Hocherhabene in die Niederungen irdischer Alltäglichkeit herabzerrten. Da wurde Jesus Christus aller seiner Gotteslglorie beraubt und lediglich als Menschenkind mit vorzüglichen Anlagen des Geistes und Herzens ausgestattet, dargestellt, und es war von keinem andern Verdienste bei ihm die Rede, als von dem, das jeder ausgezeichnete Weise um seine Nebenmenschen sich erwirbt. Sein Verdienst um die sündige Menschheit zur Vergebung ihrer Sünden bei Gott kam gar nicht in Betracht. Seine Wunder wurden entweder als märchenhafte Überlieferungen hingestellt, oder auf begreifliche Weise erklärt, wobei dem Kinde der Gedanke an die Gaukeleien des Taschenspielers sich annähern mußte. Der religiöse Glaube blieb auf dürrer Weide zurück. Und doch ist dieser gerade die beseligendste Lebenskraft der Religion. Ohne Glauben giebt es keine Religion. Das habe ich an mir selber erfahren. Noch bei Übernahme meines Pfarramtes war ich der

rationalistischen Richtung zugethan. Schicksale aber traten ein, wo ich vergebens bei meiner Vernunft den Frieden suchte, von welchem die Schrift sagt, daß die Welt ihn nicht giebt. Nur in der Hingabe meiner Seele an den unbedingten Glauben an meinen Erlöser und Heiland fand ich ihn, und ich preise heute Gott, daß seine Gnade mich ihn finden ließ! — Ausführlicheres findet sich in meiner Abhandlung: »Über den Religions-Unterricht in Volksschulen« (S. »Rheinische Blätter« von Diesterweg; 13ter Band neuer Folge, 2tes Heft).

Möchte es doch den Lehrern immer recht lebhaft vor Augen stehen, daß die Religionsstunde Andachtsstunde sein müsse. Möchten sie zu dem Ende weniger lehren, als vielmehr mit ihren Kindern in Gemeinschaft beten, singen und die heilige Schrift lesen, ohne an den ihnen begegnenden biblischen Geschichten zu rütteln und zu deuteln. So würde ihr Unterricht an dem Herzen, wie im Leben ihrer Kinder sich segensreich bewähren! —

Noch könnte ich auf vieles Andere hinweisen, was ich nicht gut heißen konnte; doch es würde mich zu weit hier führen. Nur auf Einiges, zunächst auf die Schulstrafen, will ich noch einen Blick werfen. Es ist von höchster Wichtigkeit, daß diese in einem natürlichen Zusammenhange mit dem Vergehen stehen und als eine nothwendige Folge desselben erscheinen. Diesem Grundsatze zuwider verfährt der Lehrer, der z. B. das plauderhafte Kind heruntersetzt. Er lasse es dagegen eine von allen Mitschülern getrennte Stelle stehend oder sitzend einnehmen. Das zerstreute Kind stelle er mit dem Gesichte in eine Ecke des Lehrzimmers und richte öfters Fragen an dasselbe; der Faule bleibe nach Beendigung der Lehrstunden in der Schule zurück, um die nicht bearbeitete Aufgabe nachträglich zu lösen. In diesem Falle muß aber der Lehrer selber in der Schule bei dem Sträfling zurückbleiben. Bringt er diesem nur ein paarmal dieses Opfer, so wird Besserung nicht ausbleiben, welches jedoch nicht zu erwarten ist, wenn der faule Schüler allein oder mit anderen ohne Aufsicht in der Klasse zurückbleibt. Da geht es denn oft gar wüst zu. — Das zu spät kommende Kind, welches keine ausreichende Entschuldigung hat, bleibe gleich an der Thür stehen, damit es keine weitere

Störung veranlasse. Der Unsaubere und Schmutzige werde von dem Schulwärter oder der Dienstmagd an den Brunnen geführt und dabei Gesicht und Hände ihm derb abgerieben. Der Grobian werde grob behandelt und erhalte selbst einige Streiche. Der, welcher beim Gehen nach Hause gern Händel mit seinen Genossen anfängt, werde einige Zeit zurückgehalten und allein nach Hause geschickt. Das sind folgegerechte Strafen, die dem Bestraften kein böses Blut gegen den Lehrer machen und ihre gute Wirkung nicht verfehlen werden. — Strafen, die zum Lachen reizen, müssen vermieden werden, z. B. wenn der Lehrer dem Schüler eine sogenannte Narrenkappe aufsetzt, worüber die ganze Klasse in Gelächter ausbricht, und der, welcher sie trägt, selber mitlacht. Ein Lehrer strafte zwei einander sich raufende Knaben dadurch, daß er ihnen sagte: »Ich will euch dabei behilflich sein.« Dann gab er einem Jeden einen Stock in die Hand, womit sie auf einander losschlagen mußten. Die Strafe sei ernst. Der öftere Verkehr von Seiten des Lehrers mit den Eltern seiner Schüler wird manche Strafen unnöthig machen. — Um einen vergeßlichen Schüler, der in der Regel Etwas von seinen Sachen in der Schule zurückließ, zu strafen und zu bessern, machte ihn sein Lehrer zu einem Ordnungs-Beamten, dem es oblag, nach beendigten Lehrstunden das, was von seinen Mitschülern im Schulzimmer liegen geblieben war, hinwegzuräumen und zu verschließen. Diese Beschäftigung legte es ihm nahe, seine eignen Habseligkeiten zusammenzuhalten und mit sich zu nehmen. In der That hat die Erfahrung dargethan, daß, um ein Kind von einer Fehlerhaftigkeit zu entwöhnen, es ein sehr zweckmäßiges Mittel ist, dasselbe zum Wächter über dieselbe Fehlerhaftigkeit bei Andern seines Gleichen zu machen. Wird dem Unsaubern z. B. aufgetragen, nachzusehen, ob seine eintretenden Mitschüler Gesicht und Hände gehörig gewaschen, die Haare gekämmt, die Kleider abgebürstet haben ꝛc., so wird er dadurch veranlaßt, diesen Erfordernissen an sich selber zu genügen, um als Muster der Reinlichkeit zu erscheinen.

Die von dem Ordnungs-Beamten in Verwahrung genommenen vergessenen Bücher, Hefte, Kleidungsstücke u. dergl. wurden von dem in Rede stehenden Lehrer nur gegen Erlegung einer

kleinen, angemessenen Geldstrafe an den Eigenthümer zurückgegeben, welche in die sogenannte Schülerkasse floß, woraus die Kosten auf kleinen Lustwandelungen, oder zum Eintritt in Gemächer, wo etwas Sehenswerthes zur Schau aufgestellt war, bestritten wurden. Gegen diese Geldstrafen erhoben sich aber viele Stimmen; es hieß, daß dadurch nicht das vergeßliche Kind, sondern die Eltern, welche das Strafgeld geben müßten, bestraft würden. Dagegen läßt sich jedoch einwenden: Geldstrafen in dem vorliegenden Falle sind der Natur der Sache ganz angemessen. Die vergessene Sache ist gleich einer verlorenen zu betrachten. Denn der Lehrer hat keine Verpflichtung, dem unordentlichen Schüler nachzuräumen, so daß Dienstboten und andere Personen, welche in dem Schulzimmer zu thun haben, ja die Mitschüler selbst das Vergessene nehmen und an sich behalten können. Wie sollten nun aber Eltern für das Zurückerstattete nicht gern einige Pfennige, selbst Groschen zahlen wollen, da ohne jene Einrichtung sie Gefahr laufen, das Vergessene nicht wiederzubekommen und auf's Neue anschaffen zu müssen. Soll dem vergeßlichen Kinde jedoch die Geldstrafe selber fühlbar und den Eltern Schadloshaltung werden, so liegt es ja in ihrer Hand, demselben an seinem Frühstück, Mittagsessen 2c. einen angemessenen Abzug zu machen, oder ein mit Kosten verbundenes Vergnügen ihm zu versagen. Manche Kinder haben auch eine Sparkasse, woraus sie das Strafgeld zu entnehmen haben. — Eltern müssen übrigens den Einrichtungen der Schulordnung sich fügen und dieselbe nach Kräften zu fördern suchen.

Auch erinnere ich noch, daß die Volksschullehrer es sich vornehmen möchten, ihren Schülern nur sehr wenige oder gar keine Arbeiten zur Anfertigung im Hause aufzugeben. Wer das häusliche Leben ihrer Eltern kennt, muß einsehen, daß die Kinder bei dem besten Willen den Forderungen ihrer Lehrer nicht genügen können. Im Sommer werden Jene nach Beendigung der Schulstunden für allerlei Beschäftigungen im Hause, Garten und auf dem Felde in Anspruch genommen, und im Winter legt man sich frühzeitig zu Bette, um kein Licht und Holz im Ofen zu verbrennen. Und wenn man nun auch aufbleibt, so findet das Kind in der überfüllten Stube oft kein Plätzchen, wo es ungestört arbeiten

könnte. Daher keine häuslichen Schularbeiten! — Sollen die Kinder, was dringend zu empfehlen ist, Bibel- oder Liederverse auswendig lernen, so geschehe dies in der Schule. Das Verfahren, welches ich als Lehrer dabei beobachtete, hatte Pestalozzi's ganzen Beifall, und kann seines günstigen Erfolges wegen angelegentlich angerathen werden. Es bestand darin: Ich schrieb den auswendig zu lernenden Vers leicht leserlich an die Wandtafel und las ihn mit gehöriger Betonung vor, die Worte mit einem hinweisenden Stäbchen verfolgend. Dann lasen ihn die Kinder mit mir gemeinschaftlich ab. War dies ein paarmal geschehen, so löschte ich ein beliebiges Wort daraus weg. Die Kinder ließen sich dadurch nicht irre machen. Wenn sie bei der Lücke ankamen, so füllten sie dieselbe sprechend mit dem im Gedächtnisse behaltenen Worte aus. Beim wiederholten Durchlesen wurde jedesmal Etwas von mir weggelöscht, bis endlich kein Wort mehr dastand. Der Vers ward nun, indem das Stäbchen in Bewegung blieb, von der leeren Tafel abgelesen; er saß fest im Kopfe. Die Verknüpfung des Gedächtnißwerkes mit sinnlichen Gegenständen erleichtert ungemein das Auswendiglernen und Behalten. Ich habe dieses Verfahren als Geistlicher auf mich selber angewandt, insonderheit, wenn ich am Altare eine Rede zu halten hatte. Da ging ich Tags vorher in die Kirche und knüpfte die Hauptsätze meiner Rede der Reihe nach an mir vorliegende Gegenstände. Hielt ich nun die Rede, so verfolgte ich mit den Augen diese Gegenstände und las die daran geknüpften Gedanken gewissermaßen davon ab, so daß ich nie den Faden verlor. —

Auch warne ich vor der häufig vorkommenden Heftschreiberei von Seiten der Schulkinder. Welch eine widerlich verunstaltete Rechtschreibung, welch ein unverständliches Wortgewäsch, ja selbst Unsinn liegt hier dem Kinde vor Augen und zieht bei wiederholtem Lesen des Geschreibsels tief in das Gedächtniß ein. Ich las einmal in einem solchen Hefte den folgenden Satz: »Der Papst erklerte den keiser in die 8!« Ich fand, daß dem Kinde die Bedeutung des Wortes »Acht« in dem vorliegenden Falle, und des Ausdrucks: »in die Acht erklären« ganz unbekannt war. Wiederum ein Beweis davon, wie wichtig es sei, das Schulkind

frühzeitig zum Erwerb eines viel umfassenden Wortreichthums anzuleiten. Man kann das Maaß seiner Eekenntnisse hinsichtlich der Muttersprache nicht gering genug voraussetzen. Damit die Kinder über den angehörten Unterricht doch Etwas schriftlich haben, so wird der Lehrer wohlthun, wenn er aus seinem Vortrage einzelne Wörter als Leit- und Erinnerungszeichen auf die Wandtafel schreibt und dieselben von den Schülern in ihren Heften richtig abschreiben läßt. Dies ist ausreichend.

Die angehörten Katechisationen veranlassen mich noch zu den folgenden Bemerkungen: Ich fand, daß die Lehrer zu sclavisch von den Katechisir-Grundsätzen ihres Lehrbuches sich fesseln ließen. Ich hätte lieber eine unbefangen fortgeführte Unterredung mit den Kindern gesehen, wodurch diese veranlaßt worden wären, das Verborgene aufzufinden und zu Tage zu fördern. — Es ist ganz gut, wenn der Lehrer zu seiner Selbstbeschäftigung nach strengen katechetischen Regeln eine Aufgabe verarbeitet und löset; ist aber die Rede von einer wirklich abzuhaltenden Katechisation mit Kindern, so muß er sich aller steifen Form enthalten und den Weg verfolgen, auf welchen die Gedankenrichtung derselben hinweiset. Ist er selber nur seiner Sache gewiß, so kann ihn keine schiefe Antwort irre machen und in Verlegenheit bringen. —

Auch nahm ich Fragen wahr, denen die strenge Abgrenzung und Bestimmtheit fehlte, so daß außer der zu erzielenden Antwort noch andere, an sich richtige, nur nicht zur Sache gehörigen gegeben werden konnten. So fragte Einer einmal: »Wie ist es da, wo ein Fluß entspringt?« Die Antwort sollte lauten: »hoch.«

Andere Fragen wieder ermangelten des Anlasses zum Nachdenken. Es war nur mit Ja oder Nein darauf zu antworten, was der Lehrer den Kindern schon durch die Stellung oder Betonung der Frage in den Mund legte.

Endlich mache ich noch auf eine sehr üble Angewohnheit aufmerksam, welche nicht wenige Lehrer an sich haben. Sie sagen nämlich, um zu der rechten Antwort zu verhelfen, die erste Sylbe den Kindern vor. Ist aber die Frage an sich richtig, so kann auch von jedem, mit gesundem Menschenverstande begabten Kinde eine richtige Antwort erwartet werden. Die in Rede stehende

Vorsagerei zieht auch nicht selten verkehrte und lächerliche Antworten nach sich. So will ein Lehrer den Begriff der Bescheidenheit in einem Beispiele anschaulich machen und erzählt nun den Kindern: Er sei zu einem Bauer gekommen; der habe ihm ein Glas Bier vorgesetzt, das er angenommen habe, auch ein zweites habe er geleert, das dritte jedoch verweigert, weil er es nicht für schicklich und bescheiden gehalten habe, den freundlichen Geber seines Bieres zu berauben, wiewohl er recht gut noch mehr hätte trinken können. Sein Amtmann habe ihm ein Schnäppschen gereicht; er habe es angenommen, auch noch ein zweites sich aufdringen lassen; bei seinem Edelmann aber habe er nur ein Glas Wein getrunken und das ihm angebotene zweite standhaft abgelehnt. »Wie«, fragt nun der Lehrer, »werdet Ihr sagen, daß ich gewesen sei?« Keine Antwort. Der Lehrer will helfen, indem er sagt: »Be — be«, — »besoffen«, erschallt es da aus der Kehle eines Knaben. Dergleichen Sächelchen kommen oftmals vor, wenn der Lehrer die erste Sylbe der Antwort vorsagt. —

XV. Capitel.

Schluß.

Jetzt, außer aller amtlichen Verbindung mit der Schule, bin ich dem alten Fuhrmanne vergleichbar, der, wenn er nicht selber mehr fuhrwerken kann, sich doch freuet, wenn er das Knallen der Peitsche hört. So freue auch ich mich, wenn ich über Schule und Unterricht Etwas höre und lese. Vieles ist bisher zur Hebung des Schulwesens geschehen; das liegt am Tage; aber Vieles, wie jeder Kundige zugeben wird, ist noch zu thun übrig, Übelstände sind zu beseitigen und Besseres an deren Stelle zu setzen. Möge es nicht an rüstigen Arbeitern fehlen!

Dabei fragt es sich noch, ob nicht tüchtigere Schullehrer, als die Seminare liefern, hervorgehen würden, wenn man das Geld, das die Einrichtung und Erhaltung jener Anstalten kostet, dazu anwendete, geeignete junge Leute einem anerkannt tüchtigen Schulmeister zu theoretischer und praktischer Ausbildung für den Dienst der Volksschule zu überweisen? — Auch die Schule

selbst, welcher dergleichen junge Männer nahe ständen, würde mancherlei Vortheile von einer solchen Einrichtung ziehen. Mögen aber auch die Regierungs-Behörden selber den Schulmann nicht niederdrücken und der schwarzen Nahrungssorge preisgeben. Dahin gehört z. B. die folgende Thatsache: In dem Aufsichtskreise des Verfassers befand sich ein Landschullehrer, der wegen angeschuldigten Diebstahls mehrmals in Criminal-Untersuchung gewesen, aber aus Mangel an überführenden Zeugen immer wieder entlassen worden war. Da dieser Mann auch in anderer sittlicher Beziehung in einem üblen Rufe stand, so wurde er von der Königlichen Regierung seines Amtes endlich entbunden. Er war in seinen besten Jahren und hatte ein Paar gesunde, kräftige Arme, so daß er sich durch Handarbeit sein Brodt hätte verdienen können; gleichwohl wurde seinem Nachfolger, einem bescheidenen jungen Manne, aufgegeben, von den Einkünften seiner Stelle, die kaum **100** Thlr. jährlich einträgt, seinem Vorgänger **36** Thlr. in vierteljährlichen Theilzahlungen zugehen zu lassen. So behielt denn der neu angestellte Lehrer ein Jahrgehalt übrig von etwa **64** Thlrn. Daß er damit selbst bei der größten Einschränkung und der Verrichtung aller häuslichen Arbeiten in Ermangelung eines Dienstboten sich nicht durchbringen konnte, liegt am Tage. Er setzte sein kleines Erbtheil zu und lebte zum Theil von den Wohlthaten des Ortsgeistlichen. Der arme Lehrer war hier also genöthigt, wegen des entlassenen Taugenichtes nicht allein zu darben, sondern für denselben auch zu arbeiten und unter Sorgen und Verdrießlichkeiten die spärlich eingehenden Einkommentheile der Schulstelle einzuziehen, um zu rechter Zeit die ihm auferlegte Zahlung leisten zu können. Ist so Etwas ermuthigend für junge Leute, welche dem Schuldienste sich widmen möchten? Kann ein solches Verfahren Seitens der Regierungs-Behörde gut geheißen werden? —

Der aber, von dem alle gute und vollkommene Gabe herabkommt, der Vater des Lichts, wolle die Bestrebungen einsichtsvoller und thatkräftiger Schulfreunde mit reichstem Segen krönen!

Nachtrag. (*)

Der Ritter Julien pflegte von Pestalozzi zu sagen: »er sei un homme d'inspiration.« Und darin hatte er Recht. Das Grübeln und mühselige Suchen nach dem, was zu Tage gefördert werden sollte, war Pestalozzi's Sache nicht. Die Gedanken fuhren wie flammende Blitze in seine Seele und erfüllten ihn mit einer Alles fortreißenden Begeisterung. Sofort wurden die Lehrer zusammenberufen und ihnen dringend an das Herz gelegt, sich dem anzuschließen, wofür Pestalozzi sich begeistert fühlte und demselben den Weg in's bürgerliche Leben anzubahnen. Wie es nun aber in der Natur aller Inspirations-Männer liegt, daß sie nichts von dem, was sie ausgestreuet und gepflanzet haben, in Geduld zur Reife gedeihen lassen, so fand es sich auch bei Pestalozzi. Wofür er in der einen Lehrer-Versammlung gleichsam im Sturmschritt Alles in Bewegung und Thätigkeit gesetzt hatte, dessen wurde in der folgenden nicht mehr gedacht. Neuere Inspirationen verdrängten die älteren. An den in den Lehrer-Versammlungen verhandelten Streitfragen nahm Pestalozzi wenig oder keinen Antheil, und es geschah öfters, daß er sich im Bette auf die Seite warf, mit dem Gesichte der Wand zugekehrt, indem er sagte: »Wenn Ihr ausraisonirt habt, so weckt mich!« So der Inspirations-Mann. Hier noch ein Paar andere Inspirations-Fälle:

Pestalozzi hatte eine kleine Gesellschaft zum Thee bei sich eingeladen. Da tritt ein Lehrer ein und bittet ihn um einen zweitägigen Urlaub, um seine Braut in einem nahe gelegenen Dorfe zu besuchen. Das Gesuch wird bewilligt und Pestalozzi nimmt wieder seinen Platz ein, springt aber bald auf, reißt das Fenster auf und ruft dem in der Straße schon forteilenden Lehrer mit Namen nach. Dieser kehrt zurück und frägt von der Straße aus: »Wünschen Sie noch etwas, Herr Pestalozzi?« Darauf schreiet dieser die Antwort hinunter: »Höre, Schulz, wenn ich zur Braut ginge, so könnte ich nicht versprechen: in zwei Tagen wieder zurück zu sein?« Damit schlug er das Fenster wieder zu und setzte die gesellschaftliche Unterhaltung fort. Herr Schulz aber blieb drei Tage lang weg. Voilà l'homme d'inspiration! —

Der Lehrer E. hatte die Gewohnheit, oft erst um Mitternacht aus seiner Abend-Gesellschaft in die Anstalt zurückzukehren. Das Schellen der Hausglocke um diese Zeit war Pestalozzi'n sehr unangenehm. Bei einem wiederholten Falle springt er daher auf, stürzt die Treppe hinunter, entreißt dem Nachtwächter den Hausschlüssel und öffnet dem Nachtschwärmer selber die Thür, herrscht ihn aber auch mit zornbewegter Gebehrde an: »Wu hast denn wieder herumhallunkt — und de Mütze up den Kop?« Dabei holt er aus und schlägt sie ihm ab. Noch ehe der bestürzte Lehrer entgegnende Worte finden kann, ist Pestalozzi schon fort. Ohne Mütze

---

*) Durch ein Versehen ist diese, zum XI. Capitel »Yverdun« gehörige Mittheilung dort nicht abgedruckt, was der geneigte Leser entschuldigen wolle.

geht der Gemißhandelte in den Schlafsaal und legt sich nieder. Ganz frühmorgens fühlt er sich aus dem Schlafe aufgerüttelt — und vor ihm steht Pestalozzi, der ihn mit den Worten anredet: »Wo hast de diene Mütz, E..?« Dieser antwortet mürrisch: »Das mögen Sie wohl besser wissen, als ich.« Da greift Pestalozzi rasch unter seinen Mantel, zieht die Mütze hervor und stülpt sie dem E. mit den Worten auf den Kopf: »Da hast de diene Mütz; nu sei nicht mehr böse, gieb mir en Kuß.« Damit war die Sache abgethan. —

Eines Tages war ich in der Unterrichtsstunde, die Pestalozzi einer Abtheilung kleiner Franzosen in der deutschen Sprache gab, gegenwärtig. Im Bette liegend hatte er einen Papierbogen, mit gereimten Versen beschrieben, vor sich. Hier einer zur Probe:

In einem Lande, wo Affen regieren,
Auf zwei Beinen und nicht auf allen vieren,
Da mag ich nicht erben,
Da mag ich nicht gerben,
Da mag ich nicht werben,
Da mag ich nicht sterben.

Dergleichen Reimereien wurden von Pestalozzi in stürmischer Hast vielmals abgelesen. Die Kleinen, um sein Bette versammelt, sollten die ihnen vorgesagten Reihen nachsprechen, trieben aber meist Muthwillen. Pestalozzi, in seine Verse vertieft, merkte davon nichts; doch heute rief er einen der Ruhestörer an sein Bett und forderte ihn auf, nachzusprechen: »Ich, Lumpenbub, will ne Multatz han!« Der kleine Franzose sprach aber keck: »Ick, nich Lumpenbub, will nich Multatz han.« Da ergreift ihn Pestalozzi, reißt ihn an sich und herzt und küßt ihn dergestalt, daß der Geliebkosete laut aufschreit. Da läßt ihn Pestalozzi los und sagt: »Sprich nach: Ich, Prachtbub, will Küsse und nicht Multatz han!«

Uebrigens wiederholte sich in Pestalozzi's Tagewerke die alte Erfahrung, daß die Inspirations-Männer für den Betrieb eines bürgerlichen Berufes wenig tauglich sind.

Gedruckt bei E. Krämer in Potsdam.